

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 78 (1982)

**Heft:** 3-4

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen - Comptes rendus de livres

Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde hrsg. von *Erhard Riemann*, Bd. 24, 1981. Marburg, N.G. Elwert Verlag, 1981. 324 S., Abb., Melodiebeilagen.

Das Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde hat sich unter der Redaktion von Erhard Riemann seit vielen Jahren durch seine gehaltvollen Beiträge – und auch durch seine ansprechende Präsentation – berechnete und verdiente Anerkennung erworben. Wir skizzieren in Kürze die diesmaligen wichtigsten Aufsätze. *Karl Horak*: «Das Tanzgut der Bielitz-Bialaer Sprachinsel»; es handelt sich um die Auswirkung von drei miteinander lebenden Völkern auf das Tanzgut: deutsch, polnisch, tschechisch; besprochen sind 37 Tänze, wovon 32 mit Melodien. – *Rudolf Hartmann* publiziert den Text des Christgeburtsspiels von Tadten im nördlichen Burgenland (offenbar fehlen die Anmerkungen zur Einleitung), das mit dem Oberuferer Spiel verwandt ist. Es setzt sich aus vier Teilen zusammen: Herbergsuche und Geburt Christi, Hirtenspiel, Dreikönigsspiel, Herodesspiel. Interessant sind die angehängten 142 Rätselfragen mit ihren Antworten. Jede Spielgruppe besass solche Rätsel; die Antworten hielt man geheim. Wollte eine fremde Spielgruppe in einer anderen Gemeinde ein Spiel vorführen, so wurden ihr zuerst die Rätsel vorgelegt. «Da man sie natürlich nicht beantworten konnte, mussten die Fremden sich geschlagen geben und abziehen». – *Gottfried Habenicht* schildert den Verlauf einer Hochzeit in einem wolgadeutschen Dorf; damit will er verallgemeinernde und deshalb nicht ganz zuverlässige Angaben vermeiden; die Angaben gelten für die Zeit zwischen 1917 bis 1930; die Beziehungen zum Herkunftsland Hessen sind gut erkennbar. – *Rolf W. Brednich* und *Jürgen Dittmar* befragen die Erzählüberlieferungen und das Sprachgut der nordamerikanischen Hutterer nach Spuren, die auf ihre frühere osteuropäische Heimat zurückverweisen. Von den beiden ersten Siedlungsetappen in Mähren und der Slowakei haben sich keine Elemente des Sprachguts erhalten, wohl aber von den Aufenthalten in Siebenbürgen und der Ukraine. – *Erhard Riemann* berichtet vom Brauchtum des Johannistages und der Johannisnacht in Ost- und Westpreussen: Hexen, Johannisfeuer, Johanniskräuter, Liebesorakel. – *Dietmar Wagner* bringt auf Grund des Materials des Preussischen Wörterbuches und von Erlebnissen und Erinnerungen Befragten einen Sachbeitrag über Schleifen und Schlitten in Ost- und Westpreussen (Gestalt-, Segel-, Sprossen-, Personen-, Kinderschlitten). – *Leonhard Radler* gibt eine kurze Darstellung der Flachsverarbeitung in schlesischen Brechhäusern, wobei der Nachdruck auf die Dialektausdrücke gelegt wird, und *Michael Storz* schildert einen Weihnachtsabend bei einer deutschen Familie in einem Dorf in der Slowakei. – Sehr nützlich und begrüßenswert ist das umfangreiche Motiv- und Sachregister zu drei Büchern von Alfred Cammann, das *Erika Lindig* zusammengestellt hat; es handelt sich um die «Westpreussischen Märchen», die «Deutschen Volksmärchen aus Russland und Rumänien» und die «Märchenwelt des Preussensandes». Man darf Erika Lindig Dank wissen für ihre mühsame und sorgfältige Arbeit, mit der Cammanns grossartiges Erzählrepertoire nun gut erschlossen ist.

Wildhaber

*Ethnologia Scandinavica. A Journal for Nordic Ethnology.* 1981. Lund, Folklivsarkivet. 216 S., Abb.

Ob dieses Jahrbuch «in honour of Axel Steensberg's 75th birthday» gewidmet ist, bleibt leider völlig unklar: wohl ist seine Photographie den Texten vorangestellt, aber ein Wort zu seiner Würdigung findet sich nirgends. Der Band enthält sieben Aufsätze, drei Kongressberichte und zahlreiche Buchbesprechungen. *Sven B. Ek* publiziert offenbar eine Antrittsvorlesung «On Ethnology – Inaugural Lecture», in der er Nils Lithberg, Sigurd Erixon und Sigfrid Svensson würdigt



und seine eigenen Konzeptionen entwickelt. *Juhani U.E. Lehtonen* befasst sich mit dem wissenschaftlichen Werk von U. T. Sirelius, dem Professor für finno-ugrische Ethnologie an der Universität Helsinki. An der «Nordic Conference on the Study of World-Views» (Weltanschauungen) zeichnete *Orvar Löfgren* die verschiedenen Möglichkeiten und Auffassungen von «World-Views: A Research Perspective». Zum gleichen Thema sprach *Jonas Frykman*: «Pure and Rational. The Hygienic Vision: A Study of Cultural Transformation in the 1930's. The New Man». Er stützt sich hauptsächlich auf den Bericht des Journalisten Lubbe Nordström «Lort-Sverige» (Schmutz-Schweden), der Dorfärzte und Dorfpfarrer über die sozialen Zustände in den dreissiger Jahren befragte, wobei die Auskünfte der Pfarrer eine Tendenz zur Verschönerung zeigten, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun hatte. Er weist alle möglichen Neubewertungen einer neuen Bourgeoisie auf, die sich gegen die verknöcherte viktorianische Bourgeoisie wandte, und zwar in allen Bevölkerungsschichten und bei allen Lebensaltern. Die Tatsachen werden behandelt mit ihrem Pro und Kontra, aber nie mit dem in anderen Ländern so beliebten und sturen politischen Fanatismus. *Kirsten Hastrup's* Beitrag hat den Titel «Cosmology and Society in Medieval Iceland. A Social Anthropological Perspective on World-View». Gezeigt wird das horizontale und vertikale kosmologische Modell im Island der Sagazeit. Das Gegensatzpaar «innerhalb–ausserhalb» ist das Leitmotiv in der isländischen Gesellschaft. Ganz vorzüglich ist *Margaretha Balle-Petersen's* Aufsatz über «The Holy Danes. Some Aspects of the Study of Religious Groups». Darin werden die Schwierigkeiten von religiösen Minderheiten, Sekten – es sind vor allem die Grundtvigianer und die Home Mission – im sozialen Leben einer Gemeinde aufgewiesen, wie sie sich ganz banal für Fischervereinigungen oder bei der bäuerlichen Milchablieferung am Sonntag mit seiner gebotenen Heiligung äussern kann. Kennzeichnend für diese Gruppen kann auch die Namengebung für Kinder sein; es brauchen nicht nur biblische Namen zu sein: bei den Grundtvigianern z.B. sind es Namen aus der nordischen Mythologie. Während die erste Generation dieser religiösen Bewegungen sich kämpferisch durchsetzen musste, hat die zweite Generation diesen Kampf schon nicht mehr nötig. Die Autorin findet, dass diese religiösen Subkulturen viele Ähnlichkeiten mit ethnischen Minderheiten aufweisen. Der letzte Beitrag stammt von *Anna Helene Tobiassen*: «Units of Measurement and Evaluation in the Cattle Trade: A Study in Structural Permanence». In Norwegen wurde – und wird zum Teil immer noch – eine spezielle Kette zum Messen der Kühe beim Viehhandel (und auch der Pferde) verwendet, «stolpemål» genannt. Ihre Verwendung, Wertung beim Handel und Herstellung wird geschildert; es wird aber auch gezeigt, wie mit dem Wechsel der Handelsformen auch die Art des Messens sich ändert, indem das Gewichtberechnen durch das Gewichtwägen ersetzt wird. Wildhaber

Norveg. Journal of Norwegian Ethnology. Bd. 24, 1981. Oslo, Universitetsforlaget. 242 S., Abb. Englische Zusammenfassungen.

Im norwegischen Jahrbuch finden sich die folgenden acht Aufsätze, die mit einigen Worten angedeutet werden sollen. *Ørnulf Hodne*, Über die Realität des magischen Volksglaubens; eine verhältnismässig gute Quelle für dieses Problem bilden die Gerichtsprotokolle mit den Zeugenaussagen; ausgenutzt wird vor allem der Fall eines «Sehers» in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welcher vermutlich der letzte «Hexenprozess» in Norwegen war. *Helge Wold*, Eiersammeln auf einer Insel im Norden, die den Einwohnern eines nahe gelegenen Dorfes gemeinsam gehört. Die Rechts- und Besitzverhältnisse werden historisch untersucht; ein gemeinsames Recht besteht heute nur noch für die Tätigkeit des Eiersammelns, an dem das ganze Dorf teilnimmt. *Anna Helene Tobiassen* untersucht die Gründe für die Aufgabe von vielen Kleinbauerngütern im südlichen Norwegen in der Zeit von 1880 bis 1950. *Anne-Berit Borchgrevink* und *Asbjørn Nesheim* beschreiben den Bau eines Flussbootes, wie sie die lappische Bevölkerung benützt;

anhand von 75 Photos zeigen sie den Arbeitsvorgang. Diese Boote wurden von finnischen Einwanderern nach Norwegisch Finnmark gebracht. *Jarle Sanden* befasst sich mit der Bedeutung des Interviews als einer Methode zur Gewinnung von Informationen. Die drei letzten Aufsätze sind Kurzbeiträge zur «Tätigkeit des Ethnologen». *Knut Kolsrud*, Gründung und Entwicklung des Faches Ethnologie an der Universität Oslo: 1941 Nils Lid; nach seinem Tod Hilmar Stigum und Knut Kolsrud. *Brynjulf Alver*: Welche Stellungen kann der Ethnologe beruflich einnehmen, und in welchen Gebieten wäre seine Anstellung besonders wünschbar? *Erik Fossåskaret*: Ethnologie und Kulturpolitik sollten viel stärker ausgebaut werden. Wildhaber

*Ethnologia Slavica*. Bd. 10/11, 1978/79. Bratislava, Slovenské Pedagogické Nakladateľstvo, 1980. 242 S. (Universitas Comeniana Bratislavensis, Facultas Philosophica).

Das Thema der Beiträge des vorliegenden Bandes bilden die gegenwärtigen kulturethnologischen Prozesse im kollektivierten Dorfe mit dem Entstehen neuer Erscheinungen der Kultur und Lebensform. Mit Aufsätzen (vorwiegend in deutscher Sprache, einige wenige englisch oder französisch) vertreten sind die UdSSR, Polen, Bulgarien, die Tschechoslowakei und die Sorben in der DDR. Ich gehe hier kurz auf den grösseren Teil dieser Aufsätze in Stichworten ein. *Józef Burszta*: Bedeutung der Volkskultur in der polnischen Gesellschaft einst und jetzt: das organisierte Volkskunstschaffen, die Folklore und der Folklorismus («Schauspiel – Folklore», Tanzgruppen), gegenwärtige regionalistische Bewegung «Neoregionalismus», Volkskultur der Emigrantengruppen um die Ethnizität zu bewahren und verbunden damit Bikulturalismus. Die gegenwärtige Kulturbewegung, die auf den Volkstraditionen basiert, bringt die Verschmelzung dieser Volkskultur mit den besten Werten der «Elitekultur». – *Delčo Todorov*: Aufbau eines modernen Systems der Festbräuche des polnischen Volkes mit sozialistischem Geist, das den nationalen Charakter und die ethnische Färbung bewahren muss. Die aus der Vergangenheit überkommenen Feste sind historisch überlebt, als Brauchpraxis und als Weltanschauung; denn das traditionelle Brauchsystm trug agrarischen Charakter. Die Probleme bei der Übernahme der Tradition sind in der Sphäre der Familienbräuche besonders aktuell; die Einführung staatlicher Rituale ist notwendig. – *Adam Pranda*: Beim Aufbau des Sozialismus auf dem Dorfe zeigt sich deutlich die Änderung des Wertsystems: nicht mehr Landbesitz gilt als erstrebenswert, sondern ein eigenes Haus; die Sommerküche ist nicht mehr der Hauptaufenthaltsraum, sondern die jüngere Generation benützt das ganze Haus; Wertschätzung guter Erziehung und Ausbildung; Einfluss der Medien, welche die Tradition nicht mehr mündlich, sondern mit ihren Mitteln weitergeben können. – *Ján* und *Katarína Podolák*: Die Art und Weise, wie Ethnographie und Soziologie bei der Erforschung des Lebensstils der Dorfbevölkerung arbeiten und wie sie in Zusammenarbeit ihr Ziel erreichen können. – *Antonín Robek*: Aufzählung und Beschreibung des Materials über Bulgarien, das sich in tschechischen Archiven befindet. Am wichtigsten ist die Darstellung einer grossen Enquête über das bulgarische historische und Heldenlied. – *Bronisława Kopczyńska-Jaworska* berichtet von den Ergebnissen bei der Forschung über ein bulgarisches kollektiviertes Dorf im Vergleich mit einem polnischen. Die verschiedene Entwicklung ist in anderen historischen Voraussetzungen begründet. – *Frank Förster* referiert über sorbische ethnographische Gegenwartsforschung und die bereits veröffentlichten Arbeiten.

Der Band war gedacht gewesen «In honorem Christo Vakarelski»; da dieser aber 1979, vor Erscheinen des Bandes, starb, ist er nun herausgekommen «In memoriam Christo Vakarelski». *Atanas Primovski* würdigt seine wesentlichen Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten der materiellen Kultur, insbesondere sein grossartiges Werk «Bulgarische Volkskunde», das als Teil des Max Vasmer-

schen «Grundrisses der slavischen Philologie und Kulturgeschichte» erschienen ist (und ein eigenartiges Schicksal erlebt hat, siehe meine Anzeige in SAVk 71, 1975, 73). *Stefana Stojkova* schildert Vakarelskis Bedeutung als «Folklorist» (im Gegensatz zum Ethnographen). Beide Beiträge wurden noch zu Lebzeiten von Vakarelski abgefasst. Die wichtigste Bibliographie Vakarelskis ist von *Kiprijana Krastanova* zusammengestellt. Vakarelski war nicht nur einer der bedeutendsten volkskundlichen Slavisten und Balkankenner, sondern auch ein liebenswürdiger, gescheiter und immer offener und ehrlicher Gesprächspartner und Freund, was ich aus eigener Erfahrung sagen kann. Er hat mich auf längern, gemeinsamen Fahrten mit den Schönheiten des volkskundlich so interessanten Bulgariens vertraut gemacht, und ich bin mehrere Male zu einer Kaffeeplauderei in seiner Wohnung gewesen. Er hat auch – auf Vorschlag von Alois Schmaus und von mir – 1965 verdienstermassen den Herderpreis der Hamburger Stiftung F.V.S. erhalten.

Wildhaber

Ethnographie albanaise, vol. IX. Tirana, Académie des Sciences de la RPSA, Institut de la culture populaire, 1979 (publ. 1981?). 297 S., Abb.

Eine Notiz besagt, dass von diesem Band an die albanische Zeitschrift neben der albanischen Ausgabe auch eine solche in französischer Sprache veröffentlichen werde, die eine Auswahl aus dem albanischen Band (mit Zusätzen und Kürzungen) bringen werde. Wir können diesen Plan nur beglückwünschen und hoffen, dass er weiterhin realisiert werden könne, denn Aufsätze in extenso sind natürlich bedeutend mehr sagend als noch so gute Zusammenfassungen. Zur Übersetzung dürfen wir sagen, dass es sich um ein gut und verständlich lesbares Französisch (mit verhältnismässig wenigen Druckfehlern) handelt, im Gegensatz zu dem sonst in den Oststaaten meist üblichen verkrampten und beinahe unlesbaren Schachtelsätze-Französisch. Wir bedauern, dass der Band ohne Namensnennung der Redaktion herausgekommen ist; sie hätte ein anerkennendes Wort verdient.

Der Band enthält sieben Aufsätze aus den Gebieten der materiellen und sozialen Kultur. Wir erhalten mit ihnen einen guten und höchst willkommenen Einblick in die albanische Volkskultur vor dem Zweiten Weltkrieg. Allgemein fällt auf, wie wenig bekannt die ausseralbanische, europäische Vergleichsliteratur ist; hier scheint noch ein grosser Nachholbedarf vorzuliegen. Beständig herangezogen werden die Arbeiten von Franz Nopcsa, Edith Durham und – eher gelegentlich – von Johann Georg von Hahn. – *Andromaqi Gjergji* gibt eine sehr sorgfältige und bis in die Einzelheiten gehende Klassifizierung der albanischen Volkstrachten, wobei als ausgesprochen albanisch bei der Männertracht die *fustanella* (mit 5 Typen) und bei der Frauentracht der Glockenrock (*xhublete*, mit 6 Typen) angesehen werden. Formen, Verbreitung und die hauptsächlichsten Varianten werden genau geschildert. – Eine ganz vorzügliche Arbeit über das Dreschen von Getreide bringt *Spiro Shkurti*; sie ist für den ethnographischen Atlas von Albanien gedacht. Shkurti unterscheidet vier Möglichkeiten: Dreschen von Hand, Austreten mit Tieren, maschinelles Dreschen, Entkörnen von Mais. Beim Handdreschen können vorkommen: der Mensch tritt mit Füßen aus (nur noch vom Hörensagen belegt), gegen Wand schlagen (selten), mit Dreschstock, mit Dreschflegel (Beschreibung der Typen). Bei der Darstellung des Dreschens auf der Tenne durch Tier-Austreten findet sich eine Beschreibung der Konstruktion und der Typen von Dreschentennen, wie ich sie in dieser vorbildlichen Weise sonst nicht kenne: Besitzverhältnisse (Familie, Quartier, Dorf), Bestimmung der Reihenfolge des Gebrauchs der Tenne, Nachbarhilfe, wie die Halme auf die Tenne gelegt werden, wie das Austreten vor sich geht (tadellose Zeichnungen der Geräte und Verbreitungskarten), Drescherfest, Dreschwalze, Dreschschlitten, Dreschmaschine (Einführung durch italienische und österreichische Militärtruppen), Getreidereinigungsmaschinen, verschiedene Arten des Entkörnens von Mais (mit dazugehörigen Geräten). Auch die Glaubensvorstellungen und magischen Praktiken, wie sie für eine Agrargesell-

schaft typisch sind, werden erwähnt –. *Abaz Dojaka* schildert das Hochzeitszeremoniell in Albanien: Bestimmung des Hochzeitstages, Einladung der Gäste, Zubereitung des Hochzeitsbrottes, Übersenden der Geschenke an die Braut, Abholen der Braut und ihre Ankunft im Haus des Bräutigams, religiöse Hochzeitszeremonien, Zeremonien nach der Hochzeit. So sachlich und objektiv dieser historische Teil beschrieben ist, so folgt nun eine Schilderung der Hochzeit im heutigen sozialistischen Albanien, die nichts anderes als ein belehrendes Parteipamphlet ist, in dem auf jeder Seite der «camarade Enver Hoxha» als richtungsweisend und massgebend gepriesen wird. Warum kann nicht auch dieser Teil in aller wissenschaftlichen Sachlichkeit dargestellt werden, denn seine Schilderung gehört unbestritten in eine moderne Volkskunde? – *Mark Tirtja* bringt eine Übersicht über die Agrar- und Hirtenkulte im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Albanien. Interessant, wie hier ein Nebeneinander zwischen julianischem und gregorianischem Kalender besteht und wie christliche (katholische) und mohammedanische Einflüsse wirksam und sichtbar werden. Besonders hervorgehoben seien Regenzauber und Regenmädchen (*dordolec*). Für meinen Geschmack ist das «Heidnische» etwas gar stark betont; Sonnenkult und Fruchtbarkeitskult erleben vergnügte Urstände. Die Art und Weise, mit welchem Nachdruck am Schluss betont wird, dass es sich mit den obigen Angaben um etwas völlig Vergangenes handle, hat etwas rührend Kindliches an sich. – *Ali Muka* untersucht die ländliche Behausung in der Umgebung von Tirana im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit zahlreichen gut ausgewählten Zeichnungen und Plänen. Es geht vor allem um die einräumigen und die ebenerdigen Häuser, dann um solche mit Unterbau im Schräghang, um zweistöckige Häuser und um Häuser mit Laubenvorbau. Für die Hauskonstruktion sind soziale und ökonomische Gründe massgebend, und ebenfalls die Grösse der Familie. – Einen kleineren Beitrag liefert *Aferdita Onuzi* mit der Beschreibung der früheren, bedeutenden Töpferei in Bradvice und Kavaje: soziale Verhältnisse des Töpfers, Stellung im Dorf, Arbeitsgemeinschaften, Werkzeuge und Arbeitsprozesse, Produkte und ihre Verzierung. – Mit einer Skizze über den Markt von Kabash beschliesst *Xhemal Meçi* den Band: Bedeutung als gemeinsamer Markt der Katholiken und Mohammedaner; die verkauften Waren. – Wir möchten noch einmal betonen, dass wir auf eine Fortsetzung dieses für eine vergleichend-europäische Ethnographie wichtigen Jahrbuches in der vorliegenden Form hoffen, und wir sprechen zugleich den Wunsch aus, es möge auch für die Folklore etwas Ähnliches geschaffen werden (warum nicht einen Band mit Sagen und Sagenproblemen?). Wir verweisen z. B. auf das Bändchen «Le chant albanais au cours des âges» (Tirana 1969) mit Abschnitten über «Chansons historiques» und «Chansons de l'époque de l'édification socialiste».

Wildhaber

Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar. Hrsg. von *Richard Wolfram*. 6. Lieferung, 3. Teil (Schlusslieferung). Wien, in Kommission bei Hermann Böhlau Nachf., 1981.

Mit dieser Lieferung ist der Österreichische Volkskundeatlas nach 27 Jahren Bearbeitungszeit abgeschlossen, und ein vollständiger Atlas eines europäischen Landes liegt damit vor. Es ist ein stattliches Werk geworden, das seinem Herausgeber und den Sachbearbeitern Ehre antut. Der Kartenteil umfasst 101 Blätter mit 155 Karten und 17 Bildblättern; die zugehörigen Kommentare haben einen Umfang von 2620 Seiten; ihnen sind 420 Abbildungen und 18 Karten beigegeben. Über Geschichte und Aufbau des Atlas-Unternehmens orientiert *Richard Wolfram* in seinem «Schlusswort»; nicht kartenmässig dargestellte Angaben der Erhebungen sollen in Monographien behandelt werden. Wolfram hebt die Stellung und Besonderheit des österreichischen Atlaswerkes im Rahmen der europäischen ethnologischen Atlanten hervor. *Ingrid Kretschmer* gibt nützliche Verzeichnisse der Autoren und Mitarbeiter und aller Kommentare, wobei deutlich die beträchtliche



Summe von Arbeit durch sie und Wolfram sichtbar sind. Wir geben im folgenden Überblick über die in dieser Schlusslieferung vereinigten, sehr gehaltvollen Kommentare.

*Oskar Moser*, Getreidesense: Formen der Umlegevorrichtung. Sehr schön ist die Herausarbeitung des Forschungsganges, wobei sich wiederum zeigt, wie grossartig vertraut mit der Fachliteratur, dem Archivmaterial und den Inventarangaben Moser ist. Die Belege zur «Hafersense» zeigen deutlich, dass wir es hier mit viel älterem Vorkommen zu tun haben, als bisher angenommen wurde. Moser ordnet – mit instruktiven Zeichnungen – die verschiedenen Formen der Umlegevorrichtung (die ich bei meiner ersten Begegnung mit dieser Sense im Bündnerland generell als «Gestellsense» bezeichnet habe). Überall wird nach den Ursachen der jeweiligen Verwendung gefragt, so dass sich daraus ein höchst differenziertes Bild der Anwendungen ergibt.

*Oskar Moser*, Grassense: Grundtypen der Langstielsense. Moser gibt zunächst eine Geschichte der Sense, wie sie bisher, meines Wissens, noch nirgends in dieser Gründlichkeit dargestellt worden ist: unter Benützung nicht nur des heutigen bäuerlichen Bestandes, sondern auch mit der Auswertung von Bildquellen und Inventarangaben. Beschrieben werden die verschiedenen Formen des Sensenbaumes, des Sensenblattes und der Sensengriffe (naturgewachsene und zusammengesetzte). Dann geht Moser auf die Verbreitung der verschiedenen Grundtypen der Grassense in Österreich ein; er unterscheidet vier Grundtypen mit acht Einzeltypen. Es ist Mosers Verdienst, ein so schwierig darzustellendes Problem nicht nur versucht, sondern richtungweisend durchgeführt zu haben.

*Richard Wolfram*, Almbrauchtum. Wolfram gibt eine ausgezeichnete Schilderung der Alpbräuche in Österreich (mit gelegentlichen Ausblicken auf andere Länder) auf Grund der Atlaserhebungen, vermehrt durch eigene Aufnahmen. Weitaus am stärksten herausgearbeitet werden die Bräuche bei Alpauffahrt und -abfahrt mit den verschiedenartigen Glocken und vor allem mit dem Schmuck der Tiere. Für uns in der Schweiz ist besonders auffällig, wie intensiv das Schmücken der Tiere bei der Alpabfahrt ausgeführt wird, während es für die Auffahrt nur unbedeutend belegt ist. Eigenartig sind die Verwendung des Trauerschmucks bei Todesfällen auf der Alp oder im Hause des Kuheigentümers und die ausserordentlich interessanten Kopflarven für die Tiere. Ein gesondertes Kapitel behandelt das Zurücklassen von Speiseresten bei der Abfahrt von der Alp für geisterhafte Wesen.

*Werner Bauer*, Namen der beim Almbetrieb verteilten Gebäcke und Speisen. Sie werden von der Sennerin verteilt, und zwar hauptsächlich bei Einzelalpen. Es muss sich um Melkalpen handeln; bei Galtviehalpen gibt es keine Milcherzeugnisse. Es kommen Namen vor wie etwa Abrausch, Schnurraus und andere. Der Kommentar ist von einem sachkundigen Dialektologen geschrieben.

*Edith Hörandner*, Nikolausbrauchtum. Edith Hörandner beschäftigt sich vor allem mit dem Begleiter des Nikolaus, dem Krampus, und seinen Namen, ferner kurz mit den Bischofsnamen. Sie geht ein auf die Herkunft, Bezeichnung und Funktion der beiden Termingestalten Nikolaus und Krampus und auf die weiteren Begleitgestalten des Bischofs (unter anderem die Habergeiss). Hervorzuheben sind die verschiedenen Masken: aus Holz, Fell oder durch Gesichtsfärbung. Kurz geschildert werden Ablauf und Funktion des Brauches: Bescherung, Strafe, Mahnung. Eine sehr ausführliche Bibliographie ist beigegeben.

*Franz Grieshofer*, Vereinswesen in Österreich. Hier liegt ein Kommentar vor, der weit über das hinausgeht, was man von einem Kommentar erwarten darf: Grieshofer behandelt hier viele grundsätzliche Fragen zum Vereinswesen und seiner möglichen Darstellung auf Karten. Er erwähnt zunächst die Gründe, weshalb diese Karten nicht einheitlich sind und nicht einheitlich sein können. Sie weichen auch von den reinen Verbreitungskarten ab; bei ihnen handelt es sich um

«Bestandeskarten» mit dem Stichjahr 1971, wobei versucht wurde, die Dynamik und Intensität des Vereinswesens in Österreich an vier besonders typischen Beispielen zu dokumentieren: es sind Gesangsvereine, Blasmusikkapellen, Schützenverbände und Trachtenvereine. Für jeden dieser Vereine wird, spezialisiert nach Bundesländern, auf die Gründungen, die Geschichte in grossen Zügen und auf ihre kulturelle Wirksamkeit eingegangen. Bei den Gesangsvereinen spielen die Arbeitergesangsvereine eine wichtige Rolle. Für Österreich bedeutsam wurden die Blasmusikkapellen, deren historische Entwicklung über die Hofmusik, die «Stadtturner und Stadtpfeifer», die Hautboisten (Feldmusik) und die «Türkische Musik» (oder «Banda») verfolgt wird. Bei den Schützenverbänden werden die Schützengesellschaften, Schützenkompagnien, Bürgergarden, Prangerstutzenschützen und Weihnachtsschützen in ihrem Wesen und in ihrer Entwicklung gesondert betrachtet, wobei die Fülle von einschlägigen Literaturverweisen beachtet werden sollte. Dass die Trachtenvereine für eine «neue» österreichische Volkskultur mit Folklorismus und Touristenwerbung einer eingehenden Darstellung würdig sind, wird von Grieshofer sehr schön gezeigt; er verweist auch auf das Zwiespältige ihrer Bestrebungen.

Aus irgendeinem Versehen haben uns seinerzeit die Kommentare der 4. Lieferung (1973) nicht erreicht. Wir holen hier eine kurze Anzeige nach. Die beiden Arbeiten von *Heinz-Christian Dosedla* «Grundtypen der hölzernen Ackeregge in Österreich» und «Streifgeräte zur Wiesenbearbeitung» hatten wir bereits in SAVk 73 (1977) 68 angezeigt. Die übrigen sind: *Karl Ilg*, Backofen innerhalb des Wohngebäudes (nicht nur zum Backen, sondern auch zum Dörren verwendet; Verbreitung in den Bundesländern, wobei beim hinausgebauten Backofen – Ilg nennt ihn «blinden Erker» – auch auf Graubünden hingewiesen wird). – *Ernst Burgstaller*, Der Maibaum in Österreich (Zeit der Einführung; das Stehlen des Baumes im Walde; das Stehlen oder Beschädigen des zum Aufstellen vorbereiteten Baumes; mit zahlreichen Einzelangaben und Literaturhinweisen). – *Richard Wolfram*, Segenszweige (verwendet an Pfingsten, Fronleichnam – Zweige und Kränze –, Sonnenwende, Mariae Heimsuchung, 2. Juli, Mariae Himmelfahrt, 15. August, und Mariae Geburt, 8. September; verwendete Pflanzen, z.B. Königskerze, Brennessel, Himbeere, Arnika, Haselstrauch, Johanniskräuter, Margerite, Birke). – *Peter Csendes*, Historischer Bergbau III: Widmungsbezirke, Strassen, Fuhr- und Handelswesen, von 1500 bis 1600 (bei den Verkehrswegen swid zwischen Eisenstrassen und Salzstrassen unterschieden). – *Richard Wolfram*, Herbergsuchen (Frautragen) (überliefertes Brauchleben und pflegerische Brauchgestaltung; Alter und Verbreitung des Brauches). – *Hermann Steininger*, Ortsübliche Verbotszeichen (an Wegen und landwirtschaftlich genutzten Flächen, in Rebbergen und bei Aufforstungen: Formen und Arten dieser Verbotszeichen). – *Dietmar Assmann*, Fahrzeugweihe (Einführung des Brauches in Österreich; Schilderung des Brauches mit den Terminen und Zentren; Bezüge auf den heiligen Christophorus und Umbildung der im Abkommen begriffenen Pferdeweihe). Wildhaber

Regionale Kulturanalyse. Protokollmanuskript einer wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 8.–11. Oktober 1978 in München. Hrsg. von *Helge Gerndt* und *Georg R. Schroubek*. München, Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde, 1979. 71 S.

Basierend auf Gesprächen der Arbeitstagung 1976 der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Münster, «Volkskunde prinzipiell als Kulturanalyse zu begreifen» – wie dies H. Gerndt in seiner Zusammenfassung darlegt (S. 61). –, wurde das Tagungsthema «Regionale Kulturanalyse» für die Münchener Tagung geboren. Verschiedene Arbeitsmaterialien zu diesem Problem und vor allem Kurzfassungen der auf der Tagung gehaltenen Referate bilden den Inhalt des vorliegenden Heftes, das einige interessante methodische wie inhaltliche Aspekte darlegt. So notwendig es ist, dass eine wissenschaftliche Disziplin die an sie gestellten

Anforderungen je nach Zeit und Raum erkennt und darnach ausrichtet, so sehr würde man sich wünschen, dass sich die Volkskunde dabei wieder ihrer wesentlichen Ziele und Aufgaben besinnt. Diskussionen um Begriffe wie «Region» oder «Kulturraum» dürfen in diesem Zusammenhang nicht zum Selbstzweck werden; bei ersteren kann man sich übrigens z.B. an die Geographen halten. Ansonsten stellt man nach dem Studium aller Beiträge mit einiger Erleichterung fest, dass sehr wohl versucht wurde, Altes sinnvoll mit Neuem zu verbinden. Die Frage der Kontinuität hätte meines Erachtens bei der Behandlung dieser Fragen eine zentrale Rolle spielen müssen, weniger die Debatte, ob man eher Regionalanalyse oder mehr Gemeindeforschung betreiben sollte. Als Beispiel für die Problematik so mancher Bezeichnungen seien die Ausführungen über «Sudetenland» bzw. «Sudetendeutsche» erwähnt, die sich keineswegs mit einer geographischen, aber auch nicht mit einer volkskundlichen Einheit decken.

Ueli Gyr, Zürich, referierte über «Regionalprobleme in der Schweiz, namentlich in den Berg- und Grenzgebieten», wobei er das Teilprojekt «Regionale Identität» am Nationalen Forschungsprogramm «Regionalprobleme» (vom Schweizerischen Bundesrat 1976 festgesetzt) darlegte. Der sozio-kulturelle Strukturwandel insbesondere in ländlichen Gebieten und die unterschiedlichen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen lassen vielfach ein Unbehagen an der eigenen Region spüren, wobei Gyr die Regionalbezogenheit aus dem Gefühls-, Bewusstseins- und Aktivitätsniveau manifestieren lässt. Vom Volkskundlichen her gesehen, vermisst man in dieser Regionalbezogenheit auch den oft vielleicht nur unbewussten Hang am Traditionsgut (vgl. Richard Weiss) des betreffenden Gebietes. Wie stark dieser «Hang» durchaus noch sein kann, beweist dem Rezensenten so manche Wiederbelebung alten Volksgutes in seinem Arbeitsbereich (Oberösterreich), wobei diese «Wiederbelebung» oft nur eines kleinen Anstosses bedarf und keineswegs als falsch verstandene «Nostalgie» abgetan werden darf. Im Rahmen der gemeinschaftlichen Aktivitäten werden zwar auch die «Brauch-gewohnheiten» (sic!, S. 54) erwähnt, verheissungsvoll klingt allerdings erst der Schlusssatz, «Volkskundler sind hier allemal gefragt» (S. 55). – Diese Bemerkung sollte ganz allgemein gelten! «Regionale Kulturanalyse» kann und soll keines der vielen angestrebten Synonyme für Volkskunde sein, vielmehr hat diese im Rahmen derartiger Untersuchungen ihren besonderen Stellenwert, den sie in keiner Weise preisgeben darf. Unter dieser Voraussetzung gesehen, war es sicher durchaus wertvoll, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen, wie sie in dieser Publikation vorgetragen werden.

Dietmar Assmann

Congressus quartus internationalis fenno-ugristarum Budapestini habitus 9.–15. Septembris 1975. Pars IV: Acta sectionis ethnographicae. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1981. 240 S., Notenbeispiele.

Der Kongress ging noch auf die Initiative von Gyula Ortutay zurück. Die dort gehaltenen Referate wurden in mehreren Bänden veröffentlicht. Der eben erschienene vierte Band wurde von Attila Paládi-Kovács und János Gulya herausgegeben. Er enthält insgesamt 39 Kurzreferate, oft nur zwei bis drei Seiten umfassend, ein grosser Teil davon in deutscher oder englischer Sprache. Sie sind in drei Gruppen angeordnet. Es ist uns aus Platzgründen nicht möglich, auf alle diese Beiträge einzugehen. Wir müssen uns leider darauf beschränken, einige mit blossen Titelangaben anzuführen (die meist klar den Inhalt erkennen lassen) und bei anderen nur den Verfasseramen zu erwähnen. In der ersten Gruppe werden die Arbeiten zusammengefasst, die sich mit «Gattungsstrukturen der Volksdichtung der finnisch-ugrischen Völker» befassen. Hierher gehören: Elsa Kokare «Entsprechungen zwischen lettischen und estnischen Sprichwörtern», Imre Katona «Die Gattungsstrukturen der ungarischen Volkslyrik» (es handelt sich um die Schichten des Volksliedes), Sándor Erdész «Über die finnisch-ugrischen Beziehungen der ungarischen Volksmärchen»; für weitere Beiträge zeichnen Vilmos Voigt, Agnes

Kovács, Ildikó Kriza, Iivar Kempainen und Stephen Reynolds. Das Thema der zweiten Gruppe lautet: «Die gesellschaftlichen Funktionen der Volksbräuche bei den finnisch-ugrischen Völkern». Hier finden sich: Lóránt Czigány «Some aspects of the interrelation between the shamanistic tradition and the use of hallucinogens among the Finno-Ugrian people» (hier wird das interessante Drogenproblem behandelt), Käthe U.-Köhlmi «Der sibirische Hintergrund des Bärenfestes der Wogulen», Ülo Tedre «Über die Bräuche des Katharinentages in der estnischen Volkstradition». Weitere Verfasser: Juha Pentikäinen, Anna-Leena Kuusi, Mihály Hoppál, Vilve Kalits. Als recht ergiebig erweist sich die dritte Gruppe: «Differenzierung und Integration in der materiellen Kultur der finnisch-ugrischen Völker». Wir erwähnen: János Kodolányi «Die Rentierzucht in Nordeurasien» (spezifiziert für die verschiedenen Völker), Saulvedis Cimermanis «Über den wechselseitigen Einfluss der livischen und lettischen Sachkultur im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts», Lajos Takács «Okkupationszeichen und Okkupationsmethoden der Rodungsfelder» (vor allem gebräuchlich bei Besitznahme von Wald), Iván Balassa «Einige Züge der ungarischen Moorwirtschaft» (hauptsächlich Sammeln und Bearbeiten von Moorpflanzen: Wassernuss, Himmeltau), Bertalan Andrásfalvy «Über die traditionelle Wassernutzung und Fischerei in den Überschwemmungsgebieten der Donau» (eine besondere Art der Fischerei hat sich herausgebildet), Ants Viires «Ein Beispiel der Differentiation in der materiellen Kultur der Ostseefinnen: Entwicklung der Transportmittel» (Wagen, Karren, Schlitten), Gea Troska «Umwandlung der bäuerlichen Siedlung bei den Ostseefinnischen Völkern in der Periode des Kapitalismus». Weitere Verfasser: Ulrich Bentzien, Aino Voolmaa, Antal Filep. Wildhaber

Folklorismus. Vorträge der 1. Internationalen Arbeitstagung des Vereins «Volkskultur um den Neusiedlersee» in Neusiedl/See 1978. Hrsg. von *Edith Hörandner* und *Hans Lunzer*. A-7151 Wallern im Burgenland, Verein Volkskultur um den Neudiedlersee, Postfach 7, 1982. 290 S. (Neusiedler Konfrontationen, 1).

Es ist höchst verdienstlich von den Veranstaltern und Herausgebern, eine Arbeitstagung über das Thema des Folklorismus veranstaltet und die dort gehaltenen Vorträge von Referenten aus elf verschiedenen Ländern Europas – Ost und West – in einem Band publiziert zu haben. Schon nur deswegen, weil sich deutlich zeigt, wie verschieden der Begriff Folklorismus interpretiert wird und wie verschieden die Werteinstellung ihm gegenüber ist. Es zeigt sich aber auch ganz klar, wie schwer sich die Vertreter der Ostblockstaaten mit diesem Begriff tun. Man spürt deutlich, dass sie damit nicht viel anfangen können, denn für sie heisst das Gebiet Folklore, und dazu gehören Festivals als Selbstverständlichkeit; Manipulation zu privaten oder privatgeschäftlichen Gewinnzwecken gibt es in einem sozialistisch gelenkten Staatswesen ohnehin nicht (oder sollte es zum mindesten nicht geben). Folklorismus wäre also vom Staat gewollter Ausdruck und bewusst gepflegte Erscheinungsform der «Folklore»; also etwas anderes als in den deutschsprachigen Ländern meist darunter verstanden wird. Da würde man sicher am besten fahren mit *Konrad Köstlins* Vorschlag, das Wort Folklorismus ganz aufzugeben; für ihn muss der Folklorismus als revitalisierte Volkskultur nicht mehr nur negativ bewertet werden; er betont den «therapeutischen Impetus», der vom «Folklorismus» ausgeht. Mir scheint auch, man sehe mit der Etikettierung (und damit verbundener Abwertung) «Folklorismus» einfach die Tatsache nicht, dass er eine eindeutige Erscheinungsform unserer heutigen Volkskunde ist – wenn man ein anderes Modewort will: eine Art von Innovation – und dass wir diese Tatsache *sine ira et cum studio* zu registrieren haben. Ich habe Dorsons Kampf gegen die «faklore» – die Folklore aus zweiter Hand – nie begriffen, weil Dorson damit vorhandene Tatsachen nicht-existent zu machen glaubte (oder hoffte). Müsste man denn nicht auch die vielgerühmte «angewandte Volkskunde», die «Volkstumspflege», konsequenterweise als Folklorismus, als



Innovation mit nostalgischem, politischem, nationalem oder merkantilem Gehalt bezeichnen? Ich möchte daran erinnern, dass die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde seinerzeit durch ihren Vorstand bewusst zur Förderung des «Folklorismus» beigetragen hat, indem sie auf ihren früheren Jahresversammlungen Bräuche des Tagungsortes, die in eine ganz andere Jahreszeit – und eine andere Ambiance gehörten, als Schaubräuche für ihre Mitglieder vorführen liess. – *Ulrich Bentzien* sieht auch die Dialektpflege – in seinem Fall die Pflege des Niederdeutschen im Mecklenburgischen – wie mir scheint, mit Recht als Erscheinung des Folklorismus an. (Völlig unnötig sind seine gelegentlichen, nur dummen politischen Schlagwörter wie «Ausbeuterklasse», als ob nicht die russischen Politfunktionäre ebenfalls eine Ausbeuterklasse gegenüber der immer wieder unterdrückten Basis wären.) – *Nils-Arvid Bringéus* stellt fest, dass es in Skandinavien keine Diskussion über den Begriff Folklorismus gebe; er verbindet das Wort mit dem Begriff «Lebensqualität»; er operiert auch mit der Hippiekultur, die man meiner Auffassung nach nicht als Folklorismus bezeichnen kann, denn sie soll bestimmt nicht eine «Wiederbelebung der Vergangenheit» sein. Der Folklorismus ist für ihn ein Teil des Lebensstils unserer eigenen Zeit. – Eine Diskussion über den Folklorismus fehlt, nach Angaben von *Alan Gailey*, ebenfalls auf den Britischen Inseln; man spricht allenfalls von «folksy». Aber trotzdem gibt es das Faktum; als Beispiel erwähnt Gailey: Erneuerung des Harfenspiels, Wiederbelebung des Volksdramas (mumming; hunting the wren), welsches Nationalkostüm (Einfluss von Postkarten!), Volksmusik. Seiner Meinung nach müsste man von «general discussion of cultural change» sprechen. – *Stefanos Tmello*s erkennt Folklorismus-Beispiele für Griechenland bei Musik, Tanz und Tracht (Dora Stratou; vlachische Hochzeit der Sarakatsanen); der Tourismus spielt hier eine besonders bedeutsame Rolle. – Erfreulich ist, wie *Franz Lipp* ganz bewusst für den Folklorismus eintritt; er sei «dem Volkswünschen und dem Volksempfinden sehr zusagend und willkommen»; gute Beispiele zeigt er an Objekten der Volkskunst und an der Tracht. – *Max Matter* weist sehr schön an einem seit 1958 bestehenden Schäferfest auf der Gemmi dessen Entstehung und Weiterentwicklung nach, wobei er zeigen will, dass man erst durch eine sorgfältige funktionale Analyse den Begriff Folklorismus «in den Griff bekommen» kann. – *Ulrich Tolksdorf* studiert folkloristische Tendenzen im Ernährungsverhalten; er trennt in Endo-Küche (für privaten Gebrauch) und Exo-Küche (öffentlichen Gebrauch), wobei er den Wandel von familiärer Küche zur folkloristischen Küche mit Begründungen und vorzüglichen Beispielen erläutert. – *Hans Trümper* exemplifiziert vor allem am Beispiel der Trachtenbewegung, deren positive und negative Seiten sehr klar herausgearbeitet werden. Er plädiert dafür, den Terminus Folklorismus aufzuheben und durch Begriffe zu ersetzen, welche «die Dinge beim Namen nennen». – Weitere Beiträge stammen von *Marietta Boross* (Ungarn), *Trefor M. Owen* (Wales), *Svetozár Svehlák* (Slowakei) und *Ofelia Văduva* (Rumänien).

Wildhaber

Statistik und Staatsbeschreibung vornehmlich im 16.–18. Jahrhundert. Bericht über ein interdisziplinäres Symposium in Wolfenbüttel, 25.–27. September 1978. Hrsg. von *Mohammed Rassem* und *Justin Stagl*. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1980. 404 S. (Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Staatsbeschreibung und Statistik, 1).

Die Behauptung, «man» sei das von Volkskundlern am häufigsten verwendete Pronomen, wäre statistisch abzusichern; noch wichtiger aber wäre eine solche Absicherung für «man» selbst. Das Wort ist ja nur am Platze, wenn damit eine überwältigende Mehrheit (Vorschlag: von mindestens 90%) gemeint ist. Dass es in unserem Fache oft leichtfertig verwendet wird, liegt daran, dass zuverlässige Untersuchungen einen nicht bezahlbaren Aufwand an Personen, Zeit und Geld voraussetzen würden. Umso dankbarer sollte die Volkskunde statistisch unter-

mauerte Angaben zur Kenntnis nehmen, und mit entsprechenden Gefühlen sei darum dieses Buch angezeigt, obwohl es nicht primär der Volkskunde gewidmet ist. Die 14 abgedruckten Vorträge stammen von Referenten aus Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien und Ungarn; beigegeben sind auch die oft weiterführenden Diskussionsbeiträge, ferner ein ausführliches Personenregister, während sich der interessierte Leser ein Sachregister selber anlegen muss.

Hat schon Rassem in seiner Basler Dissertation, die inzwischen neu erschienen ist (vgl. SAVk 77, 1981, 86), die Bedeutung von Vaubans statistischen Erhebungen entdeckt, so werden hier noch ältere Quellen genannt. So lieferten seit 1425 die darauf geschulten venezianischen Gesandten Berichte über die Staaten, bei denen sie akkreditiert waren, in ihre Heimat; darin figurierten auch Angaben über «Gebräuche und Gewohnheiten» mit der «Tendenz zu einer Art Völkerpsychologie» (J. Toscani, *Etatistisches Denken und erkenntnistheoretische Überlegungen in den venezianischen Relazioni*, 111 ff.). Gelehrte Reisende wussten seit dem 16. Jahrhundert, dass sie mit den Einwohnern in fremden Ländern ins Gespräch kommen mussten, um mehr zu erfahren, als was in Büchern stand (J. Stagl, «Reisekunst» als Methodik der Sozialforschung, 131 ff., bes. 135 f.). Als Vorbereitungen für Expeditionen wurden im 17. Jahrhundert schon eigentliche Fragebogen ausgearbeitet (ib. 140), und nach 1750 wurde für die Erforschung der eigenen Völker von philanthropischen und landwirtschaftlichen Gesellschaften «die soziologische Enquête» geschaffen (ib. 144).

Es liegt im Wesen der Sache, dass in solchem Rahmen immer wieder der (verhängnisvolle) Begriff «Volkscharakter» ins Spiel kommt, so bei Leibniz (Rassem, Stichproben aus dem Wortfeld der alten Statistik, 25), ohne dass freilich in einem der Beiträge ein zuverlässiges Ergebnis für angebliche Wesensmerkmale greifbar würde; es wird nur ein weiteres Mal deutlich, wie starke Impulse von dieser Betrachtungsweise ausgegangen sind. Daneben gab es andere Ausgangspunkte für die erstaunlich reichhaltige Beschäftigung mit europäischen und exotischen Nationen: Sie konnte Hinweis für erfolgreiche Aussenpolitik geben, sie konnte «die Herrlichkeit der Schöpfung» beweisen (wie G. Lutz als Vertreter unseres Fachs im Beitrag «Geographie und Statistik im 18. Jahrhundert», 249 ff., aufzeigt); vor allem aber sollte sie, wenn es ums eigene Land ging, Wege zu sozialen Verbesserungen und zu sinnvoller Bevölkerungspolitik erschliessen (u.a. bei J. Hooek, *Statistik und politische Ökonomie*, 307 ff.; J. Hecht, *Les origines de la Prévision démographique*, 325 ff.). Einzelne Autoren informieren über die Entstehung der «Hochrechnung» und deren Methoden; von grösster Bedeutung wurde die Statistik für medizinische Verbesserungen: Sie entlarvte den im Volk so beliebten Aderlass als Unsinn, begünstigte die Verbreitung der Pockenimpfung und die Vorkehrungen gegen das Kindbettfieber (F. Hartmann und H.-J. Klauke, *Anfänge, Formen und Wirkungen der Medizinalstatistik*, 283 ff.). Die Statistik hat auf verschiedenen Sektoren das «Alltagsleben» verändert.

Wenn auch unser Land leider nur ungenügend berücksichtigt ist, so fällt es doch künftig leicht, schweizerische Beiträge (z.B. das riesige *Oeuvre* Scheuchzers) in den gesamteuropäischen Rahmen zu stellen. Im weiteren könnten Geschichtsverächter, die ja in unserem Fache nicht mit der Lupe gesucht werden müssen, bei der Lektüre der durchwegs verständlich geschriebenen Beiträge erkennen, wie viele Themen, die angeblich erst heute ins Blickfeld geraten sind, schon vor Jahrhunderten erkannt worden sind.

Trümpy

Minderheiten- und Regionalkultur. Vorträge des 4. Internationalen Symposiums «*Ethnographica Pannonica*» in Bernstein 1978. Hrsg. von *Olaf Bockhorn, Károly Gádl, Irene Zucker*. Wien, Gesellschaft für pannonische Forschung, Hanuschgasse 3/IV, 1981. 251 S. (Veröffentlichungen der *Ethnographia Pannonica Austriaca*, 1).

Im Band sind 19 Referate abgedruckt, alle in deutscher Sprache. *Olaf Bockhorn* schildert das Entstehen der freien Arbeits- und Forschungsgemeinschaft *Ethnographia Pannonica*. *Károly Gaál* würdigt in übersichtlicher graphischer Darstellung sieben Erzählerpersönlichkeiten im Hinblick auf Übernahme und Weitergabe ihres Stoffes in einer gemischtsprachigen Gemeinschaft. Als Ergebnis für das Burgenland: diese mehrsprachige Kultur geht verloren zugunsten einer deutschen Einheitssprache. *Ion Vlăduțiu* gibt einen bibliographischen Überblick über die Arbeiten zur rumänischen Regionalkultur und über die Probleme, die sich einem rumänischen Volkskunde-Atlas stellen im Hinblick auf die rumänische und die «mitwohnende» Bevölkerung. *Dunja Rihtman-Augustin* und *Nives Ritig-Beljak* berichten über das Forschungsprojekt «Geschichte und Kultur der burgenländischen Kroaten». *Niko Kuret* schlägt den Luzienbrauch im pannonischen Raum und in seinen ostalpinen Grenzgebieten als Forschungsvorhaben vor. *Vilko Novaks* Anliegen sind die Forschungen in Prekmurje und die Wechselbeziehungen zwischen Ungaren und Slovenen in diesem Raum. *Horst Haselsteiner* gibt einen historisch-politischen Überblick über die nationale Frage und Assimilation in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ähnlich *Arnold Suppan* über Nationalismus und sozialen Wandel in Ostmitteleuropa. *Iván Balassa* weist den Einfluss von Wien und von Herder auf das Sammeln von Volksliedern in Ungarn nach. *Jenő Barabás* äussert sich zur Diskussion um den Begriff «ethnische Gruppe» in Ungarn. *Ilona Nagy* analysiert zehn Hl.-Petrus-Geschichten und weist auf die Schwierigkeit ihrer Gattungszuweisung hin; dazu ergänzende Bemerkungen von *László Timaffy*. *Ladislav Triber* stellt die Autoren eines geplanten Werkes über die «obere Wart» im südlichen Burgenland vor. *Alfred Cammann* berichtet über «seine» Erzähler und die Methode seiner Aufnahmen bei den Donauschwaben in Ungarn. *Edit Kerecsényi* behandelt Siedlung, Haus, Möbel, Wirtschaft, Nahrung und Tracht der Kroaten im ungarischen Komitat Zala. *Gerhard Neweklowsky* geht auf die Sprachkontakte der Burgenländer Kroaten mit der deutschen und ungarischen Sprache ein. In vorzüglicher Weise untersucht *Walter Dujmovits* die Beweggründe und das Verhalten der Burgenländer Auswanderer und ihre spätere Einstellung als Eingewanderte in den USA. *Bertl Petrei* führt überzeugend die Diskrepanz zwischen «Alltag und Festbrauch in der regionalen Kulturforschung» vor: die verfälschte Verwendung von sogenannten nationalen Eigenheiten im Folklore-Festbrauch. Wildhaber

*Pierre Toulgouat*, Voisinage et solidarité dans l'Europe du Moyen Age. «Lou Besi de Gascogne». Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1981. 332 p., 3 cartes, 16 pl. hors-texte.

La coutume de voisinage et l'entraide entre voisins couvraient au Moyen Age non seulement le Sud-Ouest de la France – où elles se sont de nos jours le mieux conservées – le Nord de l'Espagne et l'Italie lombarde, mais aussi tous les pays de tradition germanique, où il ne reste aujourd'hui que des bribes de la coutume. P. Toulgouat définit la coutume de voisinage comme une entraide dans laquelle «des étrangers voisins se prêtaient main-forte en certaines circonstances», en particulier dans «cette société villageoise dont les membres possédaient des terres communes placées, même en France, sous le régime de l'indivision germanique de la *gesamte Hand* où le patrimoine est à tous, sans division de quote-part. A tous? A condition qu'après l'an et le jour, ils soient habitants à part entière, hommes libres, acceptés, donc *voisins*, bourgeois, *Nachbarn*...» (p. 297). Il semble possible que l'association du voisinage soit née du servage, lorsque les hommes, par groupes, devaient s'entraider pour les travaux sur la réserve du seigneur; tous les hommes étaient soumis à la quête ou à la taille. Cette réserve donne droit par la suite à l'usage des terres communes: pâturages ou bois, en propriété indivise des voisins.

Dès l'époque mérovingienne, le suzerain cherche à fixer l'homme à la terre, à empêcher le nomadisme; l'homme doit être recensé et surveillé. La société de

voisinage garantissait l'intégrité des biens communaux face au seigneur, à l'Eglise et à la monarchie. Dans l'Ouest de la France, 80 à 85 % des communaux ont été conservés jusqu'au 18<sup>e</sup> siècle. Ailleurs le pouvoir royal et l'aristocratie obligèrent les communautés rurales à vendre leurs terres *vagues* qui passèrent du domaine public au domaine privé. Les communautés rurales ne firent plus que gérer les biens communaux qui restaient (chemins vicinaux, cimetière, puits...) en gardant le meilleur de l'usage: l'entraide entre voisins.

Qui sont les voisins? Les propriétaires de maisons ayant «feu allumant» depuis un an et un jour, ayant prêté serment de loyauté envers la communauté et, le cas échéant, envers le seigneur. Le voisinage n'est et n'était possible qu'entre membres d'une même condition sociale, de même culture, aux activités semblables fondées sur un certain collectivisme de la propriété dont les servitudes limitaient les droits de chacun au profit de la communauté: moissons, vendanges, pâturages de montagne communs... L'entraide jouait lors des étapes importantes de la vie: baptême, fiançailles, noce, maladie, mort. C'est au moment de la mort que le lien est le plus contraignant, le plus obligatoire: veillée, habillage du défunt, préparation de la fosse, transport du corps, cuisson des repas dépendaient – et dépendent encore dans de nombreuses communautés – des voisins et voisines, quels que soient les sentiments que l'on porte au défunt et à sa famille. P. Toulgouat examine aussi la coutume et son actualité en Italie lombarde et en Europe du Nord (p. 247–296): Angleterre, Allemagne, Pays-Bas, Danemark, Suède, Norvège, Islande. Le cas des Pays-Bas est exemplaire: «Presque tous les villages possèdent encore les règlements de voisinage écrits et, si l'Etat a ses lois valables pour tout le pays, chaque province a aussi les siennes; les communes, et parfois les quartiers des villes, ont leurs status» (p. 277).

L'ouvrage de P. Toulgouat a le mérite de donner sur certains aspects de la vie au Moyen Age un éclairage nouveau: l'entraide rurale, la sociabilité villageoise tempèrent la vie rude et parfois précaire, les guerres, les disettes, les révoltes paysannes, les épidémies. Il présente les «survivances» actuelles de cette sociabilité; mais ne s'agit-il que de survivances? En bien des lieux, villages ou quartiers urbains, on assiste aujourd'hui à une véritable renaissance due aux excès de la centralisation et de la bureaucratie, de l'isolement et du cloisonnement.

Micheline Centlivres-Demont

Stadtkulturlandschaft. Recherchen zu Kultur und Kulturpolitik im Ballungsraum Nürnberg. Frankfurt/M., Institut für Kulturanthropologie und europäische Ethnologie der Universität, 1981. 306 S., Abb. (Notizen, 11).

Einmal mehr werden in diesem Frankfurter Band Exkursionserfahrungen vorgelegt, und so handelt es sich wiederum mehr um Suchen und Fragen zu einem Thema als um dessen Erklärung. Grundthematik ist der anthropologische Kulturbegriff, der den Menschen als Produkt und gleichzeitig als Produzenten von Kultur beschreibt. Geschildert werden die behördlich geförderte Kulturarbeit (lies Freizeitgestaltung) ebenso wie die traditionelle Kultur: Oper, Theater, Kino und Presse, welche alle zusammen die Kulturpolitik im Raume Nürnberg ausmachen. In der Kulturpolitik geht es um Kulturproduktion, die dann ihrerseits einen bestimmten Menschentyp hervorbringen soll. Unterschwellig tönen in allen Beiträgen ähnliche Fragen durch: Wie lässt sich Kultur besser verteilen, d.h. demokratisieren? Wie und unter welchen Umständen lassen sich Kulturkonsumenten zu Kulturproduzenten aktivieren? Die verschiedensten Ansätze dazu werden primär begrüßt als Ansätze, die Betroffenen (Senioren, Kinder und Jugendliche, Einheimische, Neuzuzüger, Gastarbeiter) zu politisieren, im Sinne von sie an ihrer Gemeinde zu interessieren, und sie auf diesem Wege langsam zu befähigen, den Zwängen und der Entfremdung im heutigen Leben entgegenzusteuern. Die mehrmals genannte Bedingung dazu, dass Menschen von kulturkonsumierenden



zu kulturaktiven Bürgern werden, sind Identitäts- und Heimatgefühle. Die Frankfurter Schlagworte werden an den untersuchten Gebieten als kritische Massstäbe angelegt: Der Bürger braucht, um sich von Kulturpolitik angesprochen zu fühlen und daran mitwirken zu wollen, die Sicherheit, seine lokalen Verhältnisse durchschauen und weitere Zusammenhänge beurteilen zu können. Die Pflege der Mundart, ein ausgebauter Lokalteil in der Presse oder das zu Unrecht in Verruf geratene Ehrenamt in Verein oder Behörde werden als Mittel zur Aktivierung des Bürgers genannt. Als Alternative zum kulturaktiven Bürger werden Stadt- und Landkommunen mit ihrer totalen Verweigerung der herrschenden Kultur beschrieben. Der Versuch, das ganze Spektrum an Kulturbestrebungen einer Region wiederzugeben, kann kaum anders als stark diffus herauskommen. Immerhin ist es ein Versuch, einem der Grundbegriffe unserer Wissenschaft in der Praxis näherzukommen.

Maja Fehlmann-von der Mühl

*Giovanni Battista Bronzini. Cultura popolare. Dialettica e contestualità. Bari, Dedalo libri, 1980. 302 p. (La scienza nuova, 71).*

In dieser Sammlung von früher schon erschienenen, hier aber überarbeiteten Aufsätzen und Rezensionen legt Bronzini sein wissenschaftstheoretisches Credo ab (Credo, weil die Entscheidung zu einer erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Richtung selber vorwissenschaftlich ist). Seinen Standpunkt wählt er in Auseinandersetzung mit verschiedenen anderen Richtungen, die wissenschaftsgeschichtlich und weltanschaulich gefärbt sind. Neben ethnologischen und kulturanthropologischen Prinzipien und Methoden bilden vor allem Idealismus und Marxismus die beiden Brennpunkte der Diskussion; genauer gesagt: es geht um Benedetto Croce und Antonio Gramsci. In mehreren Anläufen legt Bronzini die Hintergründe der Croceschen Definition von «volkstümlich» bloss: diese Eigenschaft liegt in einer bestimmten psychologischen Tonlage beim Autor und ist nicht im Objekt (Lied, Bild, Text usw.) begründet. Gramsci, der sich ja sozusagen von Croce freistrampelte, bringt wesentliche Ergänzungen und Korrekturen an. Die dialektischen Ursprünge bei Hegel haben Croce und Gramsci gemeinsam. Bronzini möchte auch nicht den weltweit gültigen kulturanthropologischen Raster anlegen, weil dabei allzuoft historische Bedingtheiten übersehen werden; ebenso deutlich hebt er sich von den Ethnologen ab, denn «die Vielen», das kleine Volk, die unteren (beherrschten usw.) Klassen, das Volk im europäischen Sinn ist nur bedingt mit den Völkern der Ethnologie zu vergleichen. So kristallisiert sich ein origineller Standpunkt heraus, den man am ehesten als kulturhistorisch bezeichnen könnte: die volkskundlichen Phänomene sind diachron und synchron zu verstehen, in ihrer Geschichte und in ihrer Struktur; damit entgeht Bronzini der A-Historizität eines Lévi-Strauss wie der A-Strukturalität einer blossen Geschichtsschreibung ohne Deutung. Aus der Feldarbeit strömt eine betonte Hochachtung vor dem Träger der Volkskultur ein, ein Respekt vor dem Individuum wie vor den wirtschaftlich-sozialen Bedingtheiten der Kollektive, die der Forscher untersucht (Berufsgruppen, Dorfschaften, Brauchkomplexe und deren Träger).

Während in den ersten Aufsätzen von anfangs 1970 noch etwas unbesehen das Schema «beherrschte/beherrschende Klasse» übernommen wird, differenziert Bronzini gegen Ende des Jahrzehnts immer mehr und mehr; eine grosse Unbefangenheit und Offenheit gegenüber allen Impulsen, die auf die Volkskunde (er sagt mit Vorliebe «scienza del Folk-Lore») einwirken, kennzeichnen ihn. Dialektik und Kontextualität (gemeint ist die ganze historisch-wirtschaftlich-soziale Verwobenheit des einzelnen Faktums in seinen Kon-Text – «Text» heisst ja «Gewebe»!) machen die zwei Hauptkriterien aus, mit denen er an sein Forschungsobjekt herangeht. Bronzini, der früher sein Schwergewicht auf der Volksliteraturforschung hatte, aber schon von Anfang an das Volksleben der Basilicata genauestens erkundete, hat sich zu einem der profiliertesten, ganz unideologischen Wissen-

schafter in unserem Fachgebiet entwickelt. Die humanistische Grundtendenz zeigt sich auch in seiner Berücksichtigung von Ansätzen Gianbattista Vicos. Iso Baumer

*Giovanni Battista Bronzini*, Accettura – il contadino, l'albero, il santo. Galatina, Congeo editore, 1979. 240 p. 33 Farbtaf., 92 Abb.

Das Buch Bronzinis orientiert umfassend über einen jährlich wiederkehrenden Brauch im Dorf Accettura (Provinz Potenza, Region Luciana/Basilicata). Zuerst beschreibt Bronzini das Fest ausführlich, wie er es 1969 und 1971 erlebt hat. Es folgen auf Tonband aufgezeichnete Aussagen von 17 Brauchträgern. Die Dokumente enthalten eine wirtschaftlich-soziale Statistik über das Dorf, den Text der Legende des heiligen Giuliano in der hagiographischen Tradition, Gemeindebeschlüsse zur Abhaltung des Festes aus verschiedenen Jahren zwischen 1862 bis 1909, die Abrechnung von 1897, das Drehbuch zum Film (220 m, 50 Minuten) und das Verzeichnis der 113 Diapositive aus dem Jahre 1969. Es folgt eine Studie von 1976, dann eine neuerliche Beschreibung des Brauchgeschehens von 1977 (mit manchen bedeutsamen Varianten gegenüber 1969/71), Beschreibungen und Ergänzungen von Gewährsmännern aus den sechziger Jahren; im Anhang werden analoge Bräuche aus der Basilicata geschildert und ein Vortrag zur Eröffnung des Museums für bäuerliche Kultur der Luciana abgedruckt. Die bildliche Dokumentation ist erschöpfend, technisch nicht immer befriedigend, aber sachlich gerechtfertigt.

Ich habe die Inhaltsangabe bewusst so ausführlich gehalten, weil es um eine tiefgreifende Auseinandersetzung des «Fachmannes» mit sämtlichen Aspekten eines Brauches geht: geschichtlich, religiös, wirtschaftlich, menschlich; der Autor verbindet spürbare Ergriffenheit mit genauer Beobachtung und kritischer Reflexion. Der Brauch spielt sich in einem Bergdorf (800 m ü. M.) mit wenig mehr als 3000 Einwohnern, wovon ein Drittel aktiv ist, ab; 1960 bis 1970 sind 2700 Einwohner ausgewandert; die Gegend ist sehr waldreich, die Bewohner (zumeist Tagelöhner) sind sehr arm.

Es handelt sich um einen Baumkult, der sekundär mit einem heiligen Julianus in Verbindung gebracht wurde und jährlich nach Pfingsten für ein paar Tage die ganze Bevölkerung, auch die eigens dafür zurückkehrenden Emigranten und neuerdings auch vermehrt die Jungen, beansprucht. In einem Wald in der Nähe des Dorfes wird am Sonntag die «Cima» (der Wipfel) gehauen, ein zweig- und laubreicher Baum (Stecheiche); unter Instrumentalmusik und Gesang wird der Baum auf den Schultern ins Dorf getragen. In einem diametral gegenüberliegenden Wald wird unterdessen der «Maggio» (der Maibaum) gehauen, der acht Tage nach Ostern ausgewählt worden war: der höchste und geradeste Baum des Waldes (eine Steineiche); er wird von einer ganzen Menge von Ochsenpaaren am Joch zum Dorf getragen. Eine kleine private religiöse Prozession mit dem Bild der Heiligen Johannes und Paulus trifft ein, nachher zieht die offizielle Prozession mit den Statuen der Jungfrau Maria und der Schmerzhaften Mutter durchs Dorf; am Abend folgt schliesslich die Prozession mit dem heiligen Giulianicchio (dem «Neffen» des heiligen Giuliano). Erst am Dienstag wird die Cima auf dem Maggio befestigt; nummerierte Metallplättchen, auf die später geschossen wird, entsprechen Tieren, die man nachher als «Beute» erhält. Gegen Mittag findet die grosse San-Giuliano-Prozession statt, der Maibaum wird aufgerichtet, am Nachmittag schießen etwa zwanzig Schützen auf die Metallplättchen; dann klingt das Fest aus. Bronzini versteht es nun, das Fest kulturhistorisch und ethnologisch überzeugend zu deuten; die einzelnen Brauchelemente fügen sich organisch in seine Deutung ein; immer aber sieht er dahinter die Brauchträger und den Sinn, den dieses Fest für sie hat, als Ausbruch aus dem Elend, als Freiheit von Normen (z. B. darf jeder auf den Baum schießen, auch wer keinen Waffenschein besitzt), als Fest der Erneuerung der Natur, aber auch der Erneuerung der sozialen und politischen Zustände.

Iso Baumer

Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Glaube, Brauch, Heilkunde. Bearbeitet von *Karl Bohnenberger* unter Mitwirkung von *Adolf Eberhardt*, *Heinrich Höhn* und *Rudolf Kapff*. Landesstelle für Volkskunde Stuttgart; Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart, Kommissionsverlag Müller und Gräff, 1980. XII, 394 S., 62 Karten. (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 5).

Wenn man eine volkscundliche Quelle einen «Dauerbrenner» nennen darf, so ist das vorliegende Buch in seiner dritten Auflage zweifelsohne einer – und nicht der schlechteste. Seit seinem Erscheinen in loser Folge (1904–1916) in den «Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde», ist das von Karl Bohnenberger federführend herausgegebene Material noch zweimal innerhalb der letzten zwanzig Jahre aufgelegt worden (1961, 1963): ein Beweis für das andauernd steigende Interesse am Volksleben vom Ende des 19. Jahrhunderts oder pure Nostalgie? Dieser Vorwurf wird vom dargebotenen Material selbst zurückgewiesen – es gibt die Nüchternheit der «Konferenzsätze» (die von der Lehrerschaft alljährlich eingereicht werden mussten) wieder, den ohne Werturteil oder subjektive Kommentare dargebrachten Stoff «Sammlung volkstümlicher Überlieferungen von der Gemeinde ...». Das aus über 600 Aufsätzen zusammengetragene Material behandelt 1. die mündliche Tradierung von Volkserzählungen, 2. die Festbräuche, 3. Sitte und Brauch in der Landwirtschaft, 4. Sitte und Brauch bei Geburt, Taufe und in der Kindheit, 5. und 6. Hochzeitsbräuche, 7. Tod und Begräbnis und 8. Volksmedizin. (Bei der Lektüre der Kapitel vier bis sieben wird man das Gefühl nicht los, die Vorlagen zu A. v. Genneps aus derselben Zeit stammenden Beobachtungen zu den «Rites de Passage» vor sich zu haben). Insofern hatte die Sammelwut «fünf Minuten vor zwölf» in dieser Form ein Ergebnis bewirkt, das seinem Zweck gerecht wurde: als Informationsquelle für den Leser von heute von unschätzbarem Wert. Der vor fast zwei Menschenleben erstellte Fragebogen dürfte manchen Soziologen vor Neid erblassen lassen: die Fragen sind mit Akribie entworfen und gestellt, ohne jedoch das Selbstverständnis des Bauernstandes mit Aufdringlichkeit zu verletzen.

Merkwürdigerweise steht die Frage nach der Volksheilkunde an einer nicht besonders hervorgehobenen Stelle: der als Ergebnis vorliegende, von H. Höhn bearbeitete *erste* Teil (N.B.) des Kapitels 8 ist indes zu einem beachtlichen Beitrag herangewachsen, der umfangmässig ein Drittel des Gesamtmaterials ausmacht. Das äusserst nützliche Ortsregister wurde so erstellt, dass die alten, bis 1938 gültigen Bezeichnungen der Oberämter beibehalten wurden. Nach den jüngsten Gebietsreformen würde man sich im «alten» Register kaum zurechtfinden. Die der vorliegenden Auflage zum erstenmal beigelegten 64 Württembergischen Oberamtskarten (auf 62 Tafeln) ergänzen das Ortsregister auf sinnvolle Weise; allerdings sind die Originalvorlagen grösser, so dass die Massstabangaben auf den Karten nicht mehr zutreffen, was dem historisch-dokumentarischen Wert der Karten aber keinen Abbruch tut. Die in den Text eingefügten acht Farbtafeln «Ländliche Gebräuche in Württemberg» nach Vorlagen des Malers Joh. Baptist Pflug ergänzen manche Aspekte des Textes (obwohl sie früher datiert sind als die Erhebung), da es sich um die Darstellung von sieben Brauchtumsabläufen handelt, um Spiel und Festbegehen und um ein Bild der Arbeit: die Weinlese. Die Bilder erinnern in aufdringlicher Weise an die aus der selben Zeit stammenden, von Aloys Schreiber kommentierten «Trachten, Volksfeste und charakteristische Beschäftigungen im Grossherzogtum Baden...» verschiedener Maler (1820–1827) – die Frage, ob auch die württembergischen Bilder in das geplante Monumentalwerk «Deutschlands Nationaltrachten» aufgenommen werden sollten, wartet auf Antwort.

Michel Belgrader

*Ingeborg Weber-Kellermann*, Volksfeste in Deutschland. Hamburg 36, HB Verlags- und Vertriebs-Gesellschaft, 1981. 114 S., zahlreiche farbige Abb. (HB Bildatlas Spezial, 3).

Nicht ein schwer beladenes wissenschaftliches Buch mit vielen Anmerkungen und gelehrtem Geplänkel über Festtheorien soll hier angezeigt werden, sondern ein gut und sachlich einwandfrei geschriebenes Einführungs- und Nachschlageheft für den «interessierten Laien» – wie man in einem solchen Fall zu sagen pflegt – über die zahlreichen Volksfeste in Deutschland. Ein Kalendarium der Volksfeste also: was stattfindet und wie, wann und wo es stattfindet, all dies aber, indem auch – wenn notgedrungen oft nur angedeutet – auf die Hintergründe, die Sozialgeschichte und gesellschaftliche Funktion der Feste hingewiesen und die Bedeutung der Festelemente und Requisiten hervorgehoben wird. Gerade die soziale Gruppierung der – zumindest ursprünglichen – Festträger wird von Ingeborg Weber immer wieder klar betont: die dörflichen Feste der Bauern, die städtischen Feste der Bürger und Handwerker mit Festzügen und Geschicklichkeitsproben, die zeremonielle Festkultur des Adels, die Heiligtage der katholischen Landschaften. Aber auch auf die heutigen Brauchtumsveranstaltungen, durchgeführt von Vereinen und politischen Gruppierungen oder gefördert von gutmeinenden Heimatpflegern und finanziell denkenden Verkehrsdirektoren, mit den Festivals und Umzügen wird mit aller Deutlichkeit hingewiesen. Frau Weber gruppiert ihr Material in Feste auf dem Lande (Erntefeste der Bauern, Winzerfeste, Feste der Hirten und Schäfer, Sportspiele), Feste im religiösen Kalenderjahr (Ostern, Pfingsten, Fronleichnam, Martinstag), Jahrmärkte in den Städten (Weihnachtsmärkte, Münchner Oktoberfest), Tanz um den Maibaum, Feste der Zünfte und Gilden (Schützengilden, Schwerttanz, Fischerstechen), Fastnacht (Kölner Karneval, Münchner Fasching, alemannische Fasnet), lokalgeschichtliche Feste, Folklore, Brauchtum, neue Feste (mit guten und völlig vermarkteten Beispielen; siehe dazu auch Ottavio Lurati, «Turismo e folklore. Il caso ticinese»: SAVk 77, 1981, 39–51). Sie führt jeweils einige Veranstaltungen etwas ausführlicher vor und zeigt allgemein richtungsweisende Tendenzen auf. Dabei hält sie gelegentlich mit kritischen Bemerkungen nicht zurück, so spürt man ihren fraulichen Unmut bei der Schilderung der «Mädchenversteigerung». Sehr schön ist die Heranziehung von älteren Quellen (Festberichte, Jugenderinnerungen, Zirkulare, Zeitungsnotizen), wie sie das auch schon in ihren früheren Büchern so vorzüglich gemacht hat. Mit Recht erhebt sie Einwände gegen ungewollt einfältige oder bewusst gefälschte «Informationen» über «uralte Traditionen», wie sie – wie sie sagt – «besonders in der Zeit des Nationalsozialismus Mode waren»: nicht nur dann, möchte ich immerhin dazu sagen; es scheint mir, es sei heute Mode bei manchen Deutschen – vor allem bei Volkskundlern scheint dies der Fall zu sein –, alles, was nicht stramm und extrem links ausgerichtet ist, als Produkt des Nationalsozialismus abzutun.

Nun gebührt es sich, noch Worte des Lobes zu sagen über den nützlichen und hervorragend gearbeiteten Festkalender, der, nach Bundesländern und innerhalb derselben alphabetisch nach Ortschaften geordnet, die Feste – so weit sich das überhaupt machen lässt – möglichst in ihrer Gesamtheit aufzählt, und über die zahlreichen, vorzüglichen und oft höchst vergnüglichen Farbphotos, die das Heft zu einem reizvollen Schaubuch machen. Wildhaber

*Martin Scharfe*, Die Religion des Volkes. Kleine Kultur- und Sozialgeschichte des Pietismus. Gütersloh, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1980. 180 S., 13 Abb.

Die ärgerlichen Fehletikettierungen von Büchern machen neuerdings Schule; auch wenn sie meist den Verlagen anzulasten sind, sollten sich die Autoren doch besser gegen sie wehren. Konkret: Es ginge auch dann nicht um *die* Religion des Volkes, wenn das vorliegende Buch wirklich von dem handelte, was sein Untertitel verheißt. Denn Pietismus hat mit dem Bereich des Volkstümlichen zu tun, aber nur partiell, und *die* Volksreligion schlechthin ist er schon gar nicht. Und



sollte der Titel etwa auf Religion als das bewusste Opiat anspielen, wäre das abermals unkorrekt, weil dieser Vorwurf alle Konfessionen gleichermassen meint. Indessen stimmt ja auch der Untertitel nicht – er erst recht nicht. Von einer «kleinen Kulturgeschichte» erwarte ich mir zunächst sachbezogene Information. Die Angst davor, «zu sehr» der «Beschreibungsebene» verhaftet zu sein (S. 13), sollte derjenige überwinden, der ein an einen breiteren Leserkreis sich richtendes Buch zu schreiben unternimmt. Sachinformation *soll* kritisch und *kann* distanziert sein, aber erst einmal *muss* sie unterrichten und den Leser in die Lage versetzen, sich selber ein Urteil zu bilden. Martin Scharfe setzt die Vertrautheit seines Lesers mit dem kulturhistorischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Phänomen 'Pietismus' voraus, expliziert genauer meist nur, was für seinen Argumentationsgang wichtig ist, und schreibt in summa, eben keine Sozialgeschichte, sondern eine zornig-polemische Sozialkritik des Pietismus. Nun ist fundierte Polemik allemal ein willkommenes Korrektiv, das, so sieht es aus, die Literatur über den Pietismus wohl wirklich recht nötig hat. Sie sollte sich aber in Titel und Überschrift als solche deklarieren und ferner sich nicht in Mutmassungen verlieren: Es wäre aufschlussreich, all die zahlreichen Möglichkeiten, Etwa, Vermutlich, Vielleicht usw., in diesem Buch aufzulisten und die vielen rhetorischen Fragesätze und konjunktivischen Formulierungen dazu. Sicher bedingt gerade die brillante dialektische Argumentationsweise Scharfes den ausgesprochenen Lesegenuss, den man über diesem wie über seinen anderen Büchern empfindet, aber blickt man genauer hin, so scheinen manche der aufgewiesenen Widersprüche am Ende eher verlarvt als entlarvt. Seinem Katalog von Animadversiones gegen den Pietismus allerdings ist schwerlich zu widersprechen: Wunderpropaganda, Weltflucht, Obrigkeitsgläubigkeit, Gehorsamsideologie, Konterrevolutionärentum (1848), «Reichgotteskapitalismus», Sinnenfeindschaft, Heuchelei und Scheinheiligkeit – der Autor häuft überzeugend die direkten und indirekten Beweise für seine Vorwürfe gegen die «Pietisterei», über die sich schon Gottsched 1736 mokiert hatte. Da lassen sich Obskurantentum aufweisen und emanzipationsschädliche Kompensationshandlungen. Ob aber andererseits die Versuche, sich «einen geistlichen Reim auf die Melodie der Welt» zu machen, nicht jedenfalls insoweit Anspruch auf Toleranz erheben dürfen, als sie nicht persuadierend auftreten – die Frage stellt sich mir doch. Eine zweite schliesse ich an. Ist es korrekt, ein Phänomen des 18./19. Jahrhunderts von der Bewusstseinslage des ausgehenden zwanzigsten her zu werten? Für unseren heutigen individualistischen Standpunkt stellt z.B., die Rede vom «Willenbrechen» in der Tat ein Skandalon dar. Wie aber, wenn das «Sich-selbst-Verwirklichen» früher anders verstanden, anders bewertet worden wäre? Je nachdem lässt sich dann dieses «Willenbrechen» als intentionale seelische Verkrüppelung des Zöglings interpretieren oder aber auch als Angebot einer «alternativen» Lebensform. Hier soll ganz gewiss keine Ehrenrettung des Pietismus versucht werden, wozu der Rezensent weder kompetent noch willens wäre; er möchte nur für eine reinlichere Scheidung zwischen kulturhistorischer abwägender Untersuchung und Pamphlet plädieren, wobei er ausdrücklich beide Darstellungsformen gleichwertig nebeneinander stellen möchte. Zum Schluss: Wenn Scharfe, aller Fragezeichen und Konjunktive ungeachtet, der offenbar unerschütterlichen (beneidenswerten) Gewissheit ist, die Wahrheit auf seiner Seite zu haben – macht ihn das nicht auch ein wenig zu einem (säkularisierten) Pietisten?

Georg R. Schroubek

*Helmut Huber*, Totenbrauchtum in Niederösterreich. Häusliche Leichenwache in der alpinen Zone. Erscheinungsformen des 20. Jahrhunderts. Wien, Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 1981. 184 S., Abb. u. Karten. (Dissertationen der Universität Wien, 149).

Die Arbeit ist als Dissertation auf Anregung und unter Leitung von Richard Wolfram entstanden. Huber setzte sich zum Ziel, «mit den Methoden volkskund-

licher Feldforschung das noch lebendige Totenbrauchtum in Niederösterreich zu erheben». Eine eigene sorgfältige und ertragreiche Enquête in den Jahren 1972/74 konnte er durch die Ergebnisse einer Umfrage des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes von 1968 und durch die einschlägigen Fragebogen des ADV von 1934 ergänzen.

Die Gliederung entspricht dem zeitlichen Ablauf, von den Vorzeichen und dem Künden über das Ableben, die Massnahmen nach Eintritt des Todes usw. bis zur Trauerkleidung und zur Trauerzeit, wobei die zahlreichen ungeschminkten mundartlichen Aussagen von Gewährspersonen, namentlich der so wichtigen Vorbeter, von besonderem Werte sind. Von der Vielfalt des Dargebotenen kann hier nur wenig angedeutet werden: Rückgang des Vorzeichenglaubens, Hochschätzung der heiligen Ölung im Gegensatz zur einstigen Scheu davor, Abgehen der mündlichen Mitteilung des Todes, Umkreisen des Sterbebettes (bis jetzt sonst nicht festgehalten), Öffnen eines sog. Seelenlochs (S. 32), Totenkleid: Feiertagsgewand statt des einstigen Totenhemds, Aufbahrung auf einem Totenbrett, Verlegung der Bestattungszeit vom späten Vormittag auf den Nachmittag.

Den Mittelpunkt der Untersuchung bildet die Darstellung der Totenwache unter Leitung eines Vorbeters. Es ergeben sich drei regional abgegrenzte Hauptformen; eine Sonderstellung nimmt die Wache bei den Protestanten ein. Besonderes Gewicht wird auf das Singen gelegt; je nach Gegend singen ausgewählte Sängerinnen nur zur Jausen-Zeit, oder es kann gemeinsamer Gesang aller Anwesenden Hauptbestandteil einer Leichenwache sein. (Das Belegmaterial ist in einem gesonderten Band 'Gebet- und Liedgut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich' veröffentlicht worden.)

Mit eigenen Deutungen hält der Verfasser zurück, greift dagegen auf ältere Erklärungsversuche, gegenüber denen Zurückhaltung geboten ist. Im letzten Kapitel 'Ausnahmebräuche' vermisst man das Verhalten gegenüber Selbstmördern. Auffälligerweise wird die Kremation nicht erwähnt. Der Ortsunkundige vermisst eine gute Karte des Untersuchungsgebiets, auch sonst hätte man gern grössere und deutlichere Kartenausschnitte. Ausser den «üblichen» Druckfehlern muss man auch zwei etwas peinliche – in den Namen zweier verdienter Schweizer Forscher (S. 167 und 172) – hinnehmen. Diese Schönheitsfehler tun der soliden, sachlichen und ohne übertriebenen Fachjargon geschriebenen Untersuchung wenig Abbruch, und man kann nur wünschen, es möchte für die neueste Zeit etwas Entsprechendes in der Schweiz geleistet werden. Strübin

*Dietz-Rüdiger Moser*, Lazarus Strohmanus Jülich. Ein christlicher Volksbrauch zur Lehre von der «satisfactio vicaria». 2., erweiterte Auflage. Jülich 1980. 92 S., Abb.

Die Neuauflage der kleinen Schrift trifft zusammen mit einer Reihe weiterer Veröffentlichungen des Autors zur Fastnachtsforschung, zuletzt in «Das Fenster» Nr. 29, Innsbruck 1981, und in «Forschung. Mitteilungen der DFG» 1/1982. Das rechte Verständnis der Fastnacht erschliesst sich ihm weder aus einem Postulat germanischer Kontinuität noch aus einer Deutung als von der Kirche eher widerwillig geduldeter weltlicher Festzeit. Vielmehr steht die Fastnacht für das «natürliche», fleischlich-sündhafte Leben in der Welt, die Fastenzeit für das «übernatürliche» Leben unter der Herrschaft Gottes. Der Übertritt aus dem einen Bereich in den anderen erfolge in der (eigentlichen) Fastnacht vor dem Aschermittwoch. Dass dem sündigen Menschen eine solche Metanoia überhaupt gelingen kann, dankt er dem stellvertretenden Opfertod Christi. Diese «satisfactio vicaria» würde das Lazarus-Prellen als Sakralspielbrauch mit katechetischer Intention versinnbildlichen. – Der überaus belesene Autor weiss durch eine Fülle interessanter Belegstellen auch den Leser zu beeindrucken, der ihm nicht in allen Punkten zustimmen möchte. Dem Rezensenten scheint der theologisch-liturgische

Kontrast eher zwischen der Fastenzeit und dem Oktoberfest zu liegen als zwischen Fastnacht und Fastenzeit. Diese Übung der vierzig Tage ist doch zu sehr Zeit der *Vorbereitung* auf Ostern als dass man in ihr quasi eine eigenständige Heilszeit sehen möchte. Und handelte es sich bei dem doch recht isolierten Strohmanus-Pracken wirklich um eine bewusst innovative «Missionskatechese», bliebe erstaunlich, dass die Erinnerung hieran den Theologen so gänzlich verloren gegangen sein sollte. Gleichwohl wird die Brauchforschung künftighin mehr als bisher Wirken und Wirkung der Seelsorge auch auf Gestaltung und Bewahrung brauchwürdiger Handlungen zu beachten haben, nicht nur die prohibitiven Massnahmen der Kirche(n) auf diesem Gebiete.

Georg R. Schroubek

*Helmut Sperber*, Unsere Liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach. Regensburg, Friedrich Pustet, 1980, 190 S., 32 Abb., 1 Karte.

Der Titel lässt eine Darstellung der marianischen (Volks-)Frömmigkeit in Oberbayern erwarten, in erster Linie des traditionellen Wallfahrtens, in dem sich Marienverehrung freilich nicht erschöpft. In der Tat ist dies *auch* ein Thema des vorliegenden Buches, die eigentliche Absicht des Verfassers war es aber, jene marianischen Gnadenbilder nach ikonographischen Gesichtspunkten zu ordnen, die zwischen Lech und Salzach entweder beheimatet sind oder um die sich hier mehr oder weniger eigenständige Filialkulte ausgebildet haben. Eine solche Zusammenstellung geläufiger Marienbildtypen kommt dem deutlich gewachsenen Interesse an derlei regionalen Überlieferungen im religiösen Bereich entgegen und ist schon deshalb sehr verdienstlich. Allerdings bleibt der vom Verfasser verwendete 'Typus'-Begriff ungenau. Einmal sind es nur-formale Kriterien (sitzende, stehende, schwarze Madonnen), die ihn bestimmen, dann wieder zeitliche (mittelalterliche, moderne Bilder), konfessionelle (ostkirchliche, lateinische Marienbildnisse) oder theologische (Immaculata conceptio activa und passiva). Knappe acht Zeilen (S. 18) reichen aus zur Erörterung der Möglichkeiten und des Sinnes einer Typologisierung marianischer Bildnisse. Beabsichtigt ist die Herausarbeitung von Gnadenbildfamilien bzw. des Verhältnisses von Urbild und Kultkopie. Bei einem durch mehrere Charakteristika klar bestimmbar Typus wie z. B. dem von 'Maria Schnee' ist das auch gut möglich; von ihnen gibt es ein Urbild (Santa Maria Maggiore) und viele Kultkopien, u. a. auch in Oberbayern. Die 'Mater ter admirabilis' von Ingolstadt aber hat zwar ihrerseits Kultfilialen bewirkt, als eine Kopie des römischen Maria-Schnee-Bildes jedoch stellt sie sicherlich *keinen* eigenen Typus dar. Andererseits sind das Maria-Maggiore-Bild und alle seine direkten und indirekten Kopien dem umfassenderen Typus der Hodegetria-Ikonen zuzurechnen, genau wie eine Reihe anderer marianischer Gnadenbilder auch. Diese verschiedenen Bestimmungsebenen werden nicht immer genau genug auseinandergehalten. Erst recht lassen sich sub titulo 'stehende' oder 'sitzende Madonnen' irgendwelche Urbild-Kultkopie-Beziehungen nur noch konstruieren, und solchem Systematisierungszwang entsprechen dann so ausgeklügelte und dennoch vage Typenbezeichnungen wie 'Thronende und sitzende Muttergottes <einschliesslich Maria Stern>', die zudem durch eine eindeutige Rosenkranzverleihung illustriert wird (S. 111). Noch problematischer ist aber wohl ein Typus 'Marienleben', dem Sperber «Gnadenbilder der Mariä Verkündigung, der Mariä Heimsuchung, der Mariä Himmelfahrt» usw. (S. 157) subsummiert. Neben diesen mehr auf das Grundsätzliche zielenden Bemerkungen wiegen einige Korrigenda leicht. Nachzutragen wäre u. a. bei den «modernen» marianischen Bildnissen die Schönstattmadonna, die in München-Forstenried eine eigene Verehrungsstätte gefunden hat. Von den nicht wenigen Ungenauigkeiten und Fehlern gehen die meisten gewiss zulasten des Druckfehlerteufels (passio domino; spica caelestis; mater misericordia; mater de succursa; Maria Popolo; Maria sanguinum;

Fama Mariano Wessofontana; Marienzeller Muttergottes; *der Jasna Gora*; Pado-lien usw.); einige wiederholt allerdings das – in seiner Stichwortauswahl auch diskutabel – Register. Ob schliesslich die heutige Volkskunde wirklich «zwischen Geschichte und Geographie» angesiedelt ist (S. 13), bleibe dahingestellt. – Der vorstehenden Anmerkungen ungeachtet wird dem Leser, an den dieses Buch sich bevorzugt wendet, mit ihm ein sehr ansprechend gestalteter und ganz gewiss auch nützlicher Band in die Hand gegeben.

Georg R. Schroubek

Wallfahrt im Rheinland. Hrsg. vom Amt für rheinische Landeskunde in Verbindung mit dem Volkskunderat Rhein-Maas und dem Niederrheinischen Freilichtmuseum. Köln, Rheinland Verlag; Bonn, Rudolf Habelt, 1981. 164 S., Abb. 1 Karte.

Das Wallfahrtswesen in die verschiedenen Spannungsfelder einzuordnen, die Wallfahrt zwischen Religion und Politik, Legenden und historischen Facts, Reformation und Gegenreformation, Progressiven und Konservativen, zwischen religiös-erbaulichem und touristischem Erlebnis, zwischen Bussgang und Freizeitgestaltung darzustellen, ist das Anliegen des Autorenteam aus dem unteren Rheingebiet. Die Wallfahrt als Äusserung einer bestimmten Glaubenshaltung, als fromme Reise zu Fuss oder mit modernen Verkehrsmitteln an einen meist fernegelegenen Gnadenort, dem die erkennbare oder vermutete Anwesenheit göttlicher Macht aneignet, ist mit Weggang und Rückkehr von und zur Heimat für das Autorenkollektiv die sichtbare Intensivform des Bittgebetes. Begründet werden Wallfahrtsorte meist durch private Offenbarungen (Jägerlebnisse, Blumenwunder, Bild- oder Statuenfunde), persönliche Heilserfahrungen, aber nur selten durch theologische Argumente. Exemplarisch wirkt die Ursprungslegende für die Begründung der Wallfahrt nach Scherpenheuvel: Das Auffinden einer Marienskulptur um 1500, das Anbringen eines wundertätigen Bildes an Ort, seine Wunderwirksamkeit zwischen 1603 bis 1605, wundersame Erscheinungen ab 1641, der Bau einer Wallfahrtskirche zwischen 1643 und 1645 als symbolischer Gegenpol zum protestantischen Willemstad und dessen Calvinismus. Die Wallfahrtskirche mit ihrem mariologischen Auftrag entwickelte eine starke Kult-Dynamik, mitgetragen von der hagiologischen Zeitsituation, die die Marienverehrung zusammen mit Heilwunderberichten als Mittel der Gegenreformation einsetzte. Der beigelegte Ortskatalog mit 157 Verehrungsstätten gibt Ansatz zur strukturalistischen Erörterung der Volksfrömmigkeit von einst und jetzt: Die Kultzentren bieten ein ganzes Arsenal von Einsatzmitteln: Berührungsreliquien (Knochen, Textilien) und Kreuzespartikel mit magischer Kraftübertragung, Gnadenbilder als Statuen aus Holz oder Stein, als Gemälde oder Bildstock, Patrone für Schäfer und Bauern, für Frauen und Mütter, für unschuldig Verleumdete, für Liebende und Keusche, für Reisende und fürs Stallvieh. Dazu gehört heilendes Wasser, aber auch gesegnetes Brot und Salz. Das do-ut-des-Prinzip bestimmt funktionalistisch das Ritual beim Gnadenbild: Gegen Geld- und Kerzenopfer oder Devotionalien-Deposita (Rosenkränze, Gebrauchsgegenstände) werden Schutz vor Krankheit und Leiden bei Mensch und Vieh, Schutz vor Epidemie und Brand, Unwetter und Dürre, Hochwasser und Hungersnot, Krieg und persönlicher Not erfleht und für Nachwuchs, Glück in Ehe, Beruf und sogar im Lottospiel, für gutes Wetter und reiche Ernte, für Frieden und Vergebung der Sünden gebeten. Medaillen, zweitrangige Reliquien, dienen multifunktional. Gegen Unheil werden sie als Apotropäum eingesetzt, gelten als Andenken an das besuchte Heiligtum, als Geschenk/Mitbringsel, oder sie finden Verwendung als Schmuck. Bitte bei Not, Dank für Gebetserhörung oder Bussfertigkeit führen Individuen, Familien, Gruppen oder ganze Volksteile zum Wallfahren, hin zu regionalen oder überregionalen Wallfahrtszentren, wovon das Rheinland mit seiner Grenzfunktion eine besondere Dichte aufweist.

Werner Röllin



*Wilhelm Lettenbauer*, Der Baumkult bei den Slaven. Vergleichende volkskundliche, kultur- und religionsgeschichtliche Untersuchung. Neuried, Hieronymus Verlag, 1981. 273 S. (Selecta slavica, 6).

Das Manuskript zu diesem Buch ist in den Jahren 1939 bis 1943 «unter mannigfachen Behinderungen» entstanden; es wurde aber erst jetzt (1981) veröffentlicht. Wenn man die Anmerkungen durchsieht, so erkennt man, dass es sich für viele Angaben auf die Werke von Moszyński, Schneewis und Zelenin für die slavischen Verhältnisse und auf Frazer, Mannhardt und Wundt für solche vergleichender Art abstützt; es handelt sich auch für die übrige Literatur durchwegs um Sammlungen bedeutender Ethnographen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, wobei man vor allem für die Heranziehung von (für einen Nichtslavisten) weniger oder kaum bekannter russischer Literatur dankbar sein wird. Es ist klar, dass Lettenbauer seinem unveränderten Manuskript ein Nachwort hinzugefügt hat, in dem er auf die Forschungsergebnisse von 1945 bis heute verweist. Wesentlich neue Fragen stellten sich vor allem über die Auffassungen zur «slavischen Urheimat», zur Geschichte der altslavischen Religion, des kultisch verehrten Baumes als kosmischen oder Weltbaumes und der Begriffe von Mana und Orenda.

Die einzelnen Kapitel behandeln den Lebensbaum, dann den Baum als Träger der Fruchtbarkeit; hierbei wird jeweils deutlich auf die verschiedenartigen Auffassungen und Ausgestaltungen bei den Ost-, West- und Südslaven hingewiesen: Schlag mit der Lebensrute; Malbaum, Todaustragen und Weihnachtsbaum bei den Westslaven, wobei vermutlich deutscher Einfluss anzunehmen ist; Weihnachtsklotz bei Serben, Kroaten und Bulgaren. Weiter: der Geister abwehrende Baum (Schutzbaum, Espe), der heilende Baum (Kranke hindurchziehen, Fetzen- oder Lappenbaum bei fast allen slavischen Völkern, vor allem bei den Bulgaren bezeugt), der Orakelbaum. Ein grosses Kapitel befasst sich mit dem Baum als Sitz von Seelen verstorbener Menschen und von dämonischen Wesen (Vorstellungen über Vorhandensein und Wirken von Walddämonen; Zypresse); ein eigener Abschnitt ist der Verehrung der Eiche vorbehalten. Bei den «abschliessenden Bemerkungen zum Baumkult bei den Slaven» wird die Frage untersucht und begründet, weshalb die Russen dem Wald im grossen ganzen eher «unfreundlich» oder gleichgültig gegenüberstehen. Der Russe liebt den Fluss; ihn verherrlicht er in seinen Liedern; zum Wald hat er keine Liebe aufkommen lassen. Lettenbauer zieht das Fazit: «Die in der vorliegenden Abhandlung ausgesprochene Ansicht über die Klärung der Entstehung von Baumkult durch den Managedanken, die Vorstellung der Machtgeladenheit und besonderen Wirksamkeit, nähert sich eher dem Fetischismus als dem Totemismus» (S. 218). Wildhaber

*Berhard Losch*, Steinkreuze in Baden-Württemberg. Sühne und Gedenken. Ein Inventar. Stuttgart, Kommissionsverlag Konrad Theiss, 1981. XXIII, 349 S., 571 Abb. auf 72 Taf., 1 Karte. (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 4).

Seit die auf manchen Feldmarken oder an alten Landstrassen noch anzutreffenden steinernen Kreuze allgemeineres Interesse finden, wird über die ursprüngliche Bedeutung dieser oft unscheinbaren und vielfach plump geformten Denkmale diskutiert. Während die volkstümliche Überlieferung diese Kreuze mit kriegerischen Auseinandersetzungen, mit Streit und Mord in Zusammenhang bringt, sahen Wissenschaftler in ihnen bislang durchweg Markierungen älterer Gemarkungsgrenzen oder auch Symbole einstiger Gerichtshoheit. Dabei wurde schon immer der ständige Verlust dieser historisch interessanten Objekte beklagt. Der wachsenden Gefährdung entgegen zu wirken, ist man daher vornehmlich seit den 70er Jahren bemüht, durch Erstellung und Publikation von Inventaren einen möglichst genauen Überblick über den noch vorhandenen Bestand und damit konkrete Unterlagen für eine Unterschutzstellung dieser Denkmale zu gewinnen. Von diesen in Vorbereitung befindlichen Veröffentlichungen liegt nunmehr die

erste über das Land Baden-Württemberg vor. Mit ihr sind jetzt hier inventarmässig insgesamt 984 zur Zeit noch vorhandene sowie 396 als verloren gegangen nachzuweisende Steinkreuze belegt. Damit erscheint zunächst einmal die Gefährdung dieser Merkmale keineswegs so gravierend zu sein wie früher befürchtet, wenn auch nicht verschwiegen wird, dass allein in den letzten 10 Jahren nachweislich noch nahezu 100 von ihnen zerstört wurden. Jedes der vom Verfasser erfassten Kreuze ist dabei an Hand des Gitterwerks der amtlichen Kartenblätter exakt lokalisiert, nach Material, Form, Grösse, Alter und sonstigen Merkmalen (Inschriften oder Zeichen) genau beschrieben, wobei auch – so weit möglich – die an das einzelne Objekt geknüpfte volkstümliche Überlieferung mit aufgeführt wurde. Ein umfangreicher Bildteil vervollständigt diese Angaben.

Dem Inventar sind vom Verfasser Ausführungen zu der nach seiner Meinung ursprünglichen allgemeinen Bedeutung der Steinkreuze vorangestellt. Von den meist jüngeren als Totengedenksteine anzusprechenden Denkmälern abgesehen, sind danach die älteren, meist dem 14.–16. Jahrhundert entstammenden Kreuze – entgegen der bisherigen Ansicht – als Bestandteil jener Sühnvereinbarungen zu sehen, mit denen die Kirche bemüht war, staatliche Bestrebungen um eine Versöhnung durch Totschlag in endlose Fehden verstrickter Familien zu unterstützen. Nur so ist – wie der Verfasser glaubt – der einheitliche Typ und die weite Verbreitung dieser Denkmale zu erklären, wobei deren landschaftlich unterschiedliche Konzentration nach ihm u. a. auf gewisse Behinderungen und Erschwerungen bei der mittelalterlichen Besiedlungen einzelner Gebiete, wie etwa des Hochschwarzwaldes oder der Schwäbischen Alb, schliessen lässt.

Karl Baumgarten

*Georg Schreiber*, Deutsche Weingeschichte. Der Wein in Volksleben, Kult und Wirtschaft. Hrsg. von Gabriel Simons. Köln, Rheinland-Verlag; in Kommission: Bonn, Rudolf Habelt, 1980. XVI, 543 S., Abb.

In diesem Jahr wäre Prälat Georg Schreiber 100 Jahre alt geworden; er starb einundachtzigjährig im Februar 1963, mitten in der Arbeit an seinem grossangelegten Werk über den Wein. Ähnlich seiner kurz zuvor erschienenen material- und gedankenreichen Monographie über den «Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur» (1962) sollte es den Titel tragen «Der Wein in Geschichte, Volkstum und Sakralkultur». Treffender als der nun gewählte Titel mit seinem umfassenden Anspruch hätte dieser den besonderen Charakter und die Schwerpunkte des vorliegenden Werkes gekennzeichnet. Schreiber, einer der Begründer der religiösen Volkskunde in Deutschland und Herausgeber des Jahrbuches «Volk und Volkstum», das 1938 nicht mehr erscheinen durfte, war ein Polyhistor, wie man ihn heute nur noch selten antrifft. Neben seiner politischen Tätigkeit als Zentrumsabgeordneter von 1920 bis 1933 beschäftigte er sich immer wieder mit volkswissenschaftlichen Themen, die er umfassend erforschte und darzustellen bemüht war. Auch das vorliegende Werk verarbeitet unter wirtschaftsgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen Aspekten eine Fülle von Belegen und Ergebnissen aus fast allen Disziplinen. Eine kritische Beurteilung der Quellenlage zeigt einführend, dass die mittelalterlichen Quellen vom «capitulare de villis» bis in die Neuzeit reichlich fliessen, im Zeitalter der Aufklärung jedoch stark zurückgehen; daran hat sowohl das Directoire als auch der Josephinismus seinen Anteil. Kenntnis- und detailreich wird der Weg des Weins von der Antike und dem christlichen Altertum bis in die Gegenwart nachgezeichnet, wobei jeweils spezielle Aspekte in den Vordergrund gerückt werden: profanes und kultisches Brauchtum, Sozialgeschichte und historische Geographie des Weinbaus, Rechtsverhältnisse und symbolische Formen im Umgang mit dem Wein. Insbesondere geht er auf kultische und symbolische Bezüge ein, auf Weinspenden und Opferwein, Minnetrinken und Weinpatronate. Aber auch dem im Mittelalter entstandenen Abgabewesen mit Weinzehnt und Kelterbann gilt sein forschendes Interesse. Die sozialen und geselligen

Implikationen des Weins als Volksgetränk, das Ethos der Gastlichkeit bis hin zu Qualitätsfragen werden eingehend dargestellt, dabei weisen freilich Sätze wie «Die Neuzeit ersetzt das herkömmliche Ethos der Gastlichkeit oft durch äussere Werbung» (S. 264), und «Heutige Weinfeste in Westdeutschland sind im allgemeinen brauchtumsarm ... Der Reiseautobus und der Tanz kennzeichnen dafür die Situation» (S. 158) in ihrer pauschalen und im Ansatz kulturpessimistischen Aussage auf ein statisches Verständnis von Volkskultur hin.

Das mindert jedoch nicht die Bedeutung dieses Werkes, das durch seinen Materialreichtum und die Quellenkenntnis des Autors nicht nur für die Volkskunde, sondern auch für die Rechtsgeschichte und Kulturgeographie wie für die Mediävistik und Kirchengeschichte schlechthin zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk werden mag. – Habent sua fata libelli – Wie man hört, hatte auch das beim Tode Schreibers noch unvollständige Manuskript seine Schicksale. Es wurde zunächst, wie es im Sinne des Autors lag, von dem Innsbrucker Rechtshistoriker und Volkskundler Prof. Nikolaus Grass ergänzt und auf den derzeitigen Stand der Forschung gebracht. Dieser Anteil wurde, wie es scheint, jedoch nicht hinreichend sichtbar gemacht, wie man dem «Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 1980», Köln 1981, S. 135 f., entnehmen muss.

Leander Petzoldt

*Wolfgang Pfaundler*, Fasnacht in Tirol. Telfer Schleicherlaufen. Geleitwort von Leopold Kretzenbacher, Vorwort von Arnold Niederer, Nachwort von Dietz-Rüdiger Moser. Wörgl, Perlinger Verlag, 1981. 407 S., 330 Abb., davon 70 in Farbe. (Volkskunde der Alpenländer, 1).

Ich kann mich nicht erinnern, je ein so einmalig schönes Buch über die Fastnacht eines einzigen Ortes gesehen oder gelesen zu haben. Pfaundler wollte einfach die «Monographie eines Brauches in allen seinen Phasen» möglichst genau und zuverlässig schildern, so wie er den Brauch mehrmals selbst gesehen, was er aus Gesprächen mit den Beteiligten erfahren hat und was er aus archivalischen Quellen, zeitgenössischen Beschreibungen und Zeitungsberichten wirklich belegen kann. Da steht nichts von mythologischer Thesenbildung vom Ursinn der Fasenacht, von Dämonenvertreibung oder von der Wiederkehr der Toten mit ihren geheimnisvollen Sprüngen, der unheimlichen Fiselstimme und dem uralten Stehlrecht. Es ist «bloss» eine exakte Beschreibung und einwandfrei belegbare Aufzeichnung der Entwicklung des Brauches, wie er seit ungefähr 1830 gewöhnlich alle fünf Jahre (mit Ausnahmen; zuverlässiger aufgezeichnet seit etwa 1890) in Telfs durchgeführt wird. Für das Jahr 1980 beginnt Pfaundler mit der Beschreibung der Vorbereitung mit den Sitzungen der verschiedenen Gruppen, aber auch mit der Art der Werbung (im Buch sind auch die dazugehörigen Einladungen und die Plakate abgedruckt). Das eigentliche Schleicherlaufen beginnt mit dem Ausgraben des «Naz» (einer Puppe, die aus der Zeit um 1860 stammen soll); sie wird am Ende auch wieder feierlich eingegraben. Als Ordnungshüter fungiert die Gruppe der «Wilderer»; im Gegensatz zu den anderen Gruppen tragen sie Holzarven. Diese Arven und ihre Schnitzer werden beschrieben und genannt; es gilt die gleiche Feststellung wie für die Lötschentaler Masken: die frühen Arven waren einfach, nicht wild oder möglichst exotisch fratzenhaft. Dem Telfer Laufen haben die «Schleicher» den Namen gegeben. Diese Schleicher haben alle Drahtmasken. Ihr auffälligstes Kennzeichen sind ihre Hüte mit den phantastischen Aufbauten. Ganz grossartig sind die farbigen Photos dieser Hüte aus dem Jahre 1980; man kann ihren Aufbau am besten mit demjenigen der Urnäser Kläuse vergleichen (nur gibt es hierüber kein entsprechendes Buch, wenigstens bis jetzt noch nicht!). Eine gewisse Ähnlichkeit zeigen auch die Kuh schmuckaufbauten bei der Alpbafahrt, wie man sie etwa in der Schweiz und in Österreich sehen kann. Pfaundler nennt die Hersteller dieser Schleicherhüte; er beschreibt ihre Herstel-

lung und weist auch auf die Wandlung und Neueinführung von Motiven hin, wie man dies aus älteren Photos deutlich erkennen kann. Überhaupt ist eines der ausserordentlich schätzbaren Vorzüge des Buches die vielfache Wiedergabe von alten Photos, neben den ausgezeichneten neueren Datums. Pfaundler beschreibt dann alle die verschiedenen Gruppen, wie sie im Zug nacheinander auftreten und auf sechs Spielplätzen im Dorf auch agieren. Er bringt eine grosse Menge von dabei gesprochenen Texten ganz oder wenigsten teilweise. Sie alle kritisieren – teilweise recht derb und eindeutig – Ereignisse im Dorf, im Land oder gar in der Welt. Die Telfer nennen diese Aufführungen auf den Wagen der Gruppen und die Vorträge: «Labera» oder «Vigatter» (die Wörter sind in den Wörterbüchern nicht verzeichnet, wie Pfaundler angibt). Auch die «Sujets» der Gruppen auf den Wagen werden einzeln beschrieben mit ihren Begründungen (welcher Basler denkt hiebei nicht an die Sujets der Cliques!). Bei mehreren dieser Gruppen oder bei einzelnen Brauchelementen kann Pfaundler genau das Jahr der Einführung, der «Innovation», angeben und dabei eindeutig zeigen, dass nicht der alte Wotan oder ein anderer Germanengott seine Hand im Spiele hatte. – Der Montag nach dem Laufen ist ein reines «Dorffest»; hiezu gehört das öffentliche Rasieren der Bärte, welche die Darsteller für den Zug extra hatten wachsen lassen. Mit dem Totengedenken, dem Fastnachtsball und dem Naz-Eingraben ist das Schleicherlaufen wiederum für fünf Jahre beendet.

Wie sorgfältig Pfaundler arbeitet, zeigt sich auch in den Schlusskapiteln des Buches, wo er einen genauen Überblick über das Finanzwesen des Schleicherlaufens durch all die Jahre hindurch gibt, wo er auf Deutungsversuche eingeht und archivalische Quellen allgemein über die Fastnacht in Tirol zusammenstellt (für das Jahr 1775 wird ausdrücklich eine «holzerne Larve» genannt) und eine reichhaltige Literaturliste nur über die Fastnacht in Telfs vorlegen kann. Ein sehr detailliertes Sachregister ist dem Buch beigegeben. Wildhaber

*Gerda Möhler, Das Münchner Oktoberfest. Brauchformen des Volksfestes zwischen Aufklärung und Gegenwart. München, Stadtarchiv; Kommissionsbuchhandlung R. Wölfl, München, 1980. VI, 352 S., 18 Tabellen, 5 Pläne. (Miscellanea Bavarica Monacensia, 100).*

Ein Pferderennen der Nationalgarde III. Klasse am Maximilianstag 1810 und dessen Wiederholung 1811 zusammen mit einer Viehausstellung und -prämierung des inzwischen gegründeten «Landwirtschaftlichen Vereins» können als Keimzelle des Oktoberfestes gelten. Die Autorin untersucht in ihrer Dissertation eingehend die einzelnen Bestandteile des Festes in ihrer Entwicklung und Funktion für das Fest. Dabei kommt sie gleich zu Beginn zu einer Charakterisierung des Oktoberfestes als Brauch, der «für die Münchner auch heute noch als wichtiger Termin den Jahresablauf gliedert». Zentrallandwirtschaftsfest und der spielerische Bestandteil des (eigentlichen) Oktoberfestes werden in ihrem Verhältnis zueinander analysiert und in ihrer organisatorischen Zuordnung aufeinander bezogen. Dabei versucht sie, ausgehend von zwei alternativen Versionen der Festgründung, die Intention zur Begründung eines Nationalfestes zu erweisen. Einzelelemente wie Pferderennen, Reiterspiele, Vogel- und Scheibenschiessen, Bewegungsspiele, Karussells, Schaustellungen und andere Formen der Geselligkeit werden historisch-chronologisch dargestellt und in ihrer jeweils zeitgebundenen Funktion charakterisiert. Ein umfangreicher Abschnitt gilt den Festzügen und ihren Wandlungen im Laufe einer fast 175jährigen Geschichte. Phänomenologisch vorgehend, legt die Verfasserin methodisch drei Grössen zugrunde: «teilnehmendes Volk, veranstaltende Trägerschicht und legitimierende Institution». Sie kommt so zu einer Periodisierung des Oktoberfestes in vier Abschnitte, die vor allem durch Funktionswandel aufgrund von Veränderungen nie den Bestand des Festes in Frage stellten, schreibt die Verfasserin einem «Fliessgleichgewicht» der



einzelnen Elemente im Fest zu, das dominierende Elemente entweder ausscheidet (und andernorts institutionalisiert) oder in der Art eines «Aussteuerungsmechanismus» mit anderen Elementen ausbalanciert. Zahlreiche Tabellen ergänzen diese informative Untersuchung des Oktoberfestes in chronologischer Hinsicht.

Leander Petzoldt

Zur oben besprochenen Dissertationsausgabe ist eine Populärfassung erschienen:

*Gerda Möhler*, Das Münchner Oktoberfest. Vom bayerischen Landwirtschaftsfest zum grössten Volksfest der Welt. München, BLV Verlagsgesellschaft, 1981. 240 S., 65 Abb., 8 Farbtaf.

Die Populärausgabe mit zwispaltigem Umbruch verzichtet auf das Tabellenmaterial und die Situationspläne, ist dafür aber mit vielen historischen und aktuellen Bildern angereichert. Die textliche Neu- und Umgestaltung lässt trotz starken Kürzungen die theoretischen Ansätze zur Festthematik noch fassbar werden. Neu angefügt ist ein umfangreiches Personen-, Orts-, Schlag- und Stichwortregister.

Werner Röllin

*Rolf Wilb. Brednich*, The Bible and the Plough: The Lives of a Hutterite Minister and a Mennonite Farmer. Ottawa, National Museums of Canada, 1981. V, 133 p., 9 fig. (National Museum of Man Mercury Series; Canadian Centre for Folk Culture Studies, paper 37).

Brednich hat mit seinen Forschungsaufenthalten bei den Hutterern und Mennoniten Kanadas ganz vorzügliche Pionierarbeit geleistet. Als ein weiteres Ergebnis seiner Studien (siehe Besprechung in SAVk 74, 1978, 221 f.) legt er zwei Autobiographien von deutschsprachigen Siedlern in Saskatchewan vor. Beide sind aus einer russischen Siedlung nach Kanada ausgewandert. Im einen Fall handelt es sich um einen Prediger, der Hutterer, der seine Geschichte in bayrisch-österreichischem Dialekt erzählt, im andern um die Lebensgeschichte eines mennonitischen Farmers, der einen niederdeutschen Dialekt verwendet. Zu beiden gibt Brednich einen einleitenden Kommentar, der seine starke innere Anteilnahme auf schönste Weise durchblicken lässt. Es besteht ein beträchtlicher Unterschied in den beiden Berichten: der eine (Mennonit) ist so abgefasst, wie man sich die Arbeit bei einem Pionierleben in USA im Mittleren Westen oder im Westen (Go west!) oder auch in Kanada vorstellt, der andere (Hutterer) ist getragen von tief empfundenem Bewusstsein des «Gerufen-Werdens» oder des «Berufen-Seins». Brednich schildert die Schwierigkeit der Kontaktnahme bei den Hutterern, die in selbstgewollter Abgeschlossenheit auf ihren «Bruderhöfen» leben. Ich möchte hier doch die Frage aufwerfen, ob man überhaupt das Recht habe, derartige Lebensdokumente bei ihnen aufzunehmen, weil damit der Anfang zur Zerstörung ihrer Welt gemacht werden könnte. Diese Bedenken entfallen gänzlich bei der Autobiographie des Mennoniten; sie ist erzählt von jemand, der mit diesen Dingen vertraut ist und der sich glücklich fühlt, wenn er erzählen kann; ihm gegenüber hat man bestimmt nicht das Gefühl, ein «Eindringling» zu sein.

Auf jeden Fall: es sind zwei grossartig schöne Lebensgeschichten, die den Wert solcher Berichte für die Volkskunde mit aller Deutlichkeit erkennen lassen. Dass ein grosser Teil des Wertes auch in der Prägnanz der herrlichen Dialektformung besteht (eine Übertragung ins Englische ist jeweils beigegeben), ist sicherlich nicht zu bestreiten.

Wildhaber

*František Kalesný*, Habaní na Slovensku [Die Habaner in der Slowakei]. Bratislava, Tatran, 1981. 374 S., 227 schwarzweisse und farbige Abb. Deutsche und englische Zusammenfassungen.

Schon die knappe Zusammenfassung lässt erkennen, dass es sich hier um ein bedeutsames Buch zur Geschichte und Kultur der Habaner – oder wie sie sich

selbst nannten: Hutteriten – handelt, das zudem graphisch und drucktechnisch ganz vorzüglich ausgeführt ist. In drei Abschnitten werden die Geschichte, Herkunft und Verbreitung der Habaner, ihre geistigen und sozialen Ansichten und ihre Fayence-Keramik in der Slowakei behandelt. 1524 tauchen sie zum erstenmal in der Schweiz als religiöse Bewegung auf; sie wollen eine religiöse Kommune unter Ablehnung jeglichen Privateigentums, sie lehnen die Obrigkeit ab, verweigern die Zahlung der Steuern, wählen ihre Prediger selbst in öffentlichen Versammlungen. 1526 erscheinen sie in Südmähren; hierher wurde das Haupt der österreichischen Wiedertäufer, Jakob Hutter, eingeladen; er wird nun der erste Bischof der anabaptistischen Kirche. Von Mähren mussten sie in die Westslowakei weiterziehen, wo sie eine Reihe von «Brüderhöfen» errichteten; andere wanderten weiter nach Siebenbürgen, in die Walachei, nach Ungarn und in die Ukraine und schliesslich in die USA und nach Kanada. Im folgenden Kapitel geht der Verfasser auf ihre Chroniken ein und schildert die Organisation ihrer Gemeinden und die Vorschriften über das soziale Verhalten, die Tracht und den Bau der Häuser. Das dritte Kapitel behandelt ihre Fayencen seit den Anfängen in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in der Slowakei und in Mähren. Prächtige farbige Abbildungen bringen Beispiele ihrer berühmten Keramiken, vor allem aus den Museen in Prag, Brno, Bratislava, Budapest und aus kleineren Sammlungen. Eine gute Literaturliste ist dem Buche beigegeben. – Wir müssen hier wieder einmal mehr den Wunsch aussprechen, dass Werke dieser Art, die nicht nur wegen der Abbildungsdokumentation, sondern auch wegen des Inhaltes von allgemeinem, übernationalem Interesse sind, auch in eine westliche Sprache übersetzt werden sollten. Der Verlag würde sich Verdienste damit erwerben. Wildhaber

*Heidi Müller*, Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten. Berlin, Museum für Deutsche Volkskunde, 1981. 284 S., Abb. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 6).

Es kann sich hier leider nur um eine Kurzanzeige des wichtigen Buches handeln. Als selbständiger Begleitband zu einer Ausstellung konzipiert, gibt das Werk einen ausführlichen Überblick über das Leben der Dienstboten vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Müller hat darin ein gutes Stück deutscher Sozialgeschichte eingewoben, so etwa die Veränderung der Bevölkerung und ihrer Beschäftigungsstrukturen durch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert, was natürlich auch die Dienstbotenfrage grundlegend beeinflusste. Dabei wirkt sich der Verlust patriarchalischer Familienstrukturen durchaus nicht nur positiv auf die Stellung der Dienstboten aus. Die Thematik ist vielseitig, und Heidi Müller wird ihr gerecht. Da ist von Gesindeverordnung und Dienstverträgen die Rede, der lokalen und sozialen Herkunft, der Qualifikation und der inneren Hierarchie, von Vermittlung, Kleidung, Arbeits- und Freizeit, den Beziehungen zu den Herrschaftskindern, der Dienstbotenlektüre (durch Thomas Roth), um nur einen Teil der thematischen Bereiche zu nennen. Die Autorin verwendet vorwiegend deutsches Material, auch österreichisches, aber kaum schweizerisches, wohl weil entsprechende Studien fehlen. In der Ausgewogenheit des Urteils und der Fülle des dargelegten Materials erweist sich das Buch von Heidi Müller als eine grundlegende Arbeit, deren Lektüre oft geradezu fesselt. Das Bildmaterial ist hervorragend, und so lässt sich das Buch schon von der Ikonografie her lesen. Paul Hugger

*Ivan Senkiv*, Die Hirtenkultur der Huzulen. Eine volkskundliche Studie. Marburg/Lahn, J. G. Herder-Institut, 1981. XII, 186 S., 11 Fig. im Text, 64 Abb. auf Taf., 1 Karte. (Marburger Ostforschungen, 39).

Seitdem 1894 R. F. Kaindl sein Werk über «Die Huzulen» herausgab, ist meines Wissens keine grössere, selbständige Arbeit über diese Volksgruppe der Ukrainer mehr erschienen. Um so mehr wissen wir dem Verfasser Dank, dass er die Ergebnisse seiner «langjährigen Studienreisen und Aufenthalte» im Huzulen-

land in einem Buch zusammengefasst hat. Wir müssen allerdings gleich sagen: es ist ein nostalgisches Buch; es sind die Huzulen vor dem Zweiten Weltkrieg (ich hatte beim Lesen manchmal sogar den Eindruck, dass es die Huzulen vor dem Ersten Weltkrieg sind, denn es ist alles in einer Weise symbolhaft und mythologisch gebunden, dass es uns gelegentlich zum mindesten etwas merkwürdig erscheint, wobei aber zu sagen ist, dass Senkiv mit dieser Mentalität vertraut sein sollte, da er mit dem Land vertraut ist). Nur am Schluss des Buches findet sich eine kurze Bemerkung, dass die «alte huzulische Wirtschaftsstruktur und Kultur ... nach 1945 beseitigt» wurde. Über dieses neue Huzulenland, das, wie es die Russen mit ihren «Kolonien» machen (die sie humorvoll als «Sovietrepubliken» bezeichnen), bestimmt stark russifiziert worden ist, findet sich keine Bemerkung im Buch.

Senkiv will seine Arbeit als aus zwei Teilen bestehend gesehen haben. Der erste handelt vom Leben der Huzulen und gibt einen Überblick aus kulturhistorischer Sicht; im zweiten Teil wird das huzulische Gebirgshirtentum beschrieben. Diesen zweiten Teil hätte ich gerne etwas eingehender und ausführlicher behandelt gesehen. Hier wären vielleicht auch Vergleiche mit anderen, vor allem balkanischen Hirtenkulturen angebracht gewesen; ich nenne hier (diese Titel sind alle in Senkivs Literaturverzeichnis nicht erwähnt): Cornel Irimie, *Das Hirtenwesen der Rumänen*; Romulus Vuia, *Tipuri de păstorit la Romîni*; Angheliki Hadjimichali, *Sarakatsanoi*; Carsten Höeg, *Les Saracatsans*; Georges Kavadias, *Pasteurs-nomades méditerranéens*; Attila Paládi-Kovács, *A keleti palócok pásztorkodása*; Alan Wace and M. S. Thompson, *The Nomads of the Balkans*; Pasterstwo Tatr polskich i Podhala (10 Bände); Ján Podolák, *Pastierstvo v oblasti Vysokých Tatier*; Dimitr Kramdžalov, *Valaši na Moravě*; Josef Macůrek, *Valaši v západních Karpatech v 15.–18. stol.*; Gustav Weigand, *Die Aromunen*; László Földes (ed.), *Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa*. Dazu kommen zwei Aufsätze, die Senkiv nicht zu kennen scheint: Auguste Kochanowski, *Aus dem Leben der Schafhirten in der Bukowina* (Zs. österr. Vk. 20, 1914, 106–114) und R. F. Kaindl, *Bei den Huzulen im Pruththal* (Mitteilg. Anthropol. Ges. Wien 27, 1897, 210–224). Etwas vom besten in diesem Teil ist der Abschnitt über «Die Almbrechnung» mit den verschiedenen Verrechnungstesseln (nebenbei: das englische Wort heisst nicht «telly», S. 159, sondern «tally»). – Im ersten Teil wird eine gute geographische und geschichtliche Einleitung geboten, in welcher ein interessanter Abschnitt sich mit den huzulischen Freischärlern, den *opryšky*, befasst. Besondere Erwähnung verdienen auch die Kapitel über die Fest- und Feiertage, vor allem das Weihnachtsfest, die huzulischen Tänze (aus eigenem Erlebnis des Verfassers), über den Teufels- und Hexenglauben und über den Toten- und Ahnenkult. Schön und instruktiv sind die zahlreichen Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind.

Wildhaber

*Katrin Buchmann*, *Das Kind im Lötschental*. Zürich, Völkerkundemuseum der Universität, 1981. 103 S., Abb. (Publikation zur Ausstellung «Das Kind im Lötschental»).

In Zusammenarbeit mit einer Studentinnengruppe des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich versucht die Autorin, anhand einer reichhaltigen Materialsammlung einen Einblick in den Enkulturationsprozess innerhalb einer kulturgeographischen Einheit zu vermitteln. Das bis nach der Jahrhundertwende autark orientierte Walliser Hochtal bietet den Zürcher Volkskundlern seit der Lehrstuhl-Übernahme Arnold Niederers immer wieder Ansatz und Gelegenheit zu wissenschaftlichen Aktivitäten. Die im Sommer 1980 im Lötschentaler Dorf Kippel und im Winter 1982 im Völkerkundemuseum der Universität Zürich gezeigte Ausstellung bot der Zürcher Volkskundlerin Orientierungsrahmen und Inhalt zur vorliegenden Publikation. Der Grundtenor von Ausstellung und Ausstellungsführer lautet: «Die Gestalter der Ausstellung haben darauf verzichtet,

ihr Thema in einer am Pittoresken und 'Binnenexotischen' orientierten Form zu exemplifizieren; ihre Bemühungen stehen vielmehr ebenso im Dienste der schlichten Wahrheit wie die einzigartige photographische Dokumentation aus dem Nachlass des Malers Albert Nyfeler, die dieser Ausstellung einen besonderen Wert verleiht» (S. 2). Ob indessen die Photographie die Wirklichkeit als Ganzes wiederzugeben vermag, bleibe dem Wahrheitssuchenden im Rahmen einer grundsätzlichen Fragestellung zur Eigenbeantwortung überlassen, ist doch das optische Auge des Photographen mit seiner Winkelbeschränkung oft allzu sehr von Subjektivität und Zufälligkeiten abhängig. Die von der Autorin herangezogene, breitgefächerte Literatur zum Lötschental verschafft Katrin Buchmann die Möglichkeit, die Thematik «Das Kind im Lötschental» über das Bildliche hinaus tiefer zu fassen. Das Kind in der Familie, die Bedeutung der Kirche, Dorfgemeinschaft und Schule im Leben des Kindes, Kind und Arbeit, Kind und Spiel orientieren sich am Bezugsrahmen «Kulturwandel» in einer geschlossenen Landschaft, die nicht als lebendiges Museum vorgestellt sein will, sondern als ein modernen Errungenschaften und der Mode offenes Tal, dessen Verkehrserschließung im 20. Jahrhundert sich anfänglich nur mühsam vollzog. Überall sind heute die Wandlungen und Neuerungen fassbar: bei Kleidung und Wohnung, bei Hygiene und Erziehung, bei Ernährung und Lesestoffen, bei Werkzeug und Spielzeug, bei Spiel- und Brauchverhalten, bei der alters- und geschlechtsspezifischen Rollen- und Arbeitsteilung. Diesen Wandel und Modernisierungsprozess mit dem Begriff «Urbanisierung» (S. 32) einfangen zu wollen, halte ich jedoch für fragwürdig. Nicht jede Neuerung bedeutet per se Verstädterung des Lebens, nicht jede Adaption neuer kultureller Lebensformen ist identisch mit Streben nach Stadtleben. Die Inhalte des in der Ausstellung reichlich gezeigten Zeichnungsmaterials der Lötschentaler Kinder geben dafür ein deutliches Zeugnis. Diese Randbemerkung vermag allerdings die Zielsetzung der informativen Publikation in keiner Weise zu schmälern: Den Wandel des traditionellen Lebens in der Welt der Lötschentaler Kinder aufzuzeigen.

Werner Röllin

Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Hrsg. von Kurt Ranke. Berlin, Walter de Gruyter. Bd. 3, Lieferung 4/5 (1981), Spalte 865 (Drei) bis 1446 (Engel und Eremit).

Es bereitet immer ein ausgesprochenes Vergnügen, die unglaubliche Reichhaltigkeit der Beiträge einer Lieferung der EM durchzusehen und etwas zu ordnen; man stösst regelmässig auf völlig unerwartete und um so erfreulichere Funde. An Biographien habe ich mir diesmal notiert: G.E.R. Dumézil (Colpe), Alan Dundes (Voigt), Wolfram Eberhard (Allan), Egbert von Lüttich (Maaz), Eichendorff (Schau), M. J. Eisen (Masing), Mircea Eliade (Tucker), H.L. Ellekilde (Holbek); auch die hl. Elisabeth (Wimmer) wird man hiezu rechnen dürfen. Ganze Länderüberblicke finden sich diesmal nur für Ecuador (Carvalho-Neto). Für die theoretischen Betrachtungen steuert vor allem Max Lüthi mit teilweise eigens hierfür geprägten Stichwörtern originelle und (originale) Beiträge bei; ich erwähne als Beispiele Dreigliedrigkeit und Einsamkeit. Weiter sind vor allem der ausführliche Artikel von Kurt Ranke über Eingangsformel zu nennen und die Stichwörter Dualismus (Daxelmüller), wunderbare Eigenschaften (Meraklis), Einfache Formen (Bausinger) und endlose Erzählungen (Uther). Das Thema Ehe (Röhrich) mit den Spezialisierungen Ehebruch (Roth), belauschter Ehebruch (Wehse), Ehebruchschwänke (Roth), Eheschwänke (Moser-Rath) erweist sich als besonders ergiebig. Für die Behandlung von einzelnen Literaturwerken verweise ich auf das kalmückische und mongolische Epos Džangar (Bormanshinov) und auf Edda (Kurt Schier). Daneben findet sich eine Fülle von kleineren Einzelthemen: Heilige Drei Könige (Zender), Dümmling (Lüthi), Ei/Eier (Lechner), Eid/Meineid (Brückner), Eid auf eigenem Grund und Boden (Uther), Eierbrüter (Uther), Einäugiger (Uther), Einäuglein /Zweiäuglein, Dreiäuglein (S. Schmidt), Ein-



horn (Jürgen Einhorn), Einsiedler (Frenzel), Elefant (Schenda), Elster (Belgrader), Elternmörder (Williams-Krapp), Emblem (Sulzer), wunderbare Empfängnis (Nörtersheuser), Ende der Welt (Wehse). Dazu gehören auch die durch hervorragende Kenntnis des jüdischen Schrifttums sich auszeichnenden Artikel von Haim Schwarzbaum: Elias, der bestrafte Engel, Engel und Eremit. Grössere Zusammenfassungen von Märchen- und Sagengestalten finden sich bei Elementargeister (Röhrich) und Elfen (Alvey). Zum Stichwort Engel möchte ich noch eine kleine Bemerkung anfügen: auf Sp. 1430, Anm. 76 wird A. Bücklis «Schweizersagen» als Quelle angegeben. Abgesehen davon, dass Bücklis Titel «Schweizer Sagen» lautet, sollte man dieses Werk (im Gegensatz zu seiner Mythologischen Landeskunde von Graubünden) nicht als Originalquelle zitieren. Büchli selbst gibt an (allerdings und merkwürdigerweise nur im 2. Band) «Nach H. Herzog und seinen Quellen», wobei dann aber in keinem einzigen Fall diese «Quellen» näher angegeben sind, was deshalb besonders wünschbar gewesen wäre, weil Büchli sie gerne «verbessert» (sie allerdings wissenschaftlich nicht unbrauchbar macht, wie es bei Englert-Faye der Fall ist). Bei der erwähnten Anm. 76 handelt es sich um Moriz Tscheinen, Walliser-Sagen (Sitten 1872) 16 f. Die Anm. 82 ist, so wie sie vorliegt, falsch; es ist mir wenigstens nicht gelungen, die zitierte Stelle zu finden.

Wildhaber

*Alan Dundes and Claudia A. Stibbe, The Art of Mixing Metaphors. A Folkloristic Interpretation of the Netherlandish Proverbs by Pieter Brueghel the Elder.* Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 1981. 71 S., 8 farb. Abb. (FFC, 230).

Zu den bereits bestehenden Deutungen (und Deutungsversuchen) des Bruegelschen Sprichwörterbildes gesellt sich hier ein weiteres in der Reihe der Folklore Fellows Communications. Es stellt eine Gemeinsamkeitsarbeit dar, in der vermutlich Claudia Stibbe mit Hilfe ihrer holländischen Verwandten die heute noch bekannten Sprichwörter und Redensarten – denn um solche handelt es sich ja in der Mehrzahl der Fälle – ausfindig machte, und Alan Dundes ihnen dann die – zum Teil neue und eigenwillig-interessante – Interpretation beifügte. Diese Art der Untersuchung hat sich sicherlich bewährt, denn bei den 115 identifizierten (oder identifiziert geglaubten) Sprichwörtern finden sich beinahe zwei Dutzende erstmalig aufgestellte Deutungen. Die Anlage der Arbeit ist so durchgeführt, dass zunächst das Sprichwort auf Holländisch mit seiner englischen Übersetzung erwähnt wird. Danach sind die früheren Forscher angegeben, welche mit dem Sprichwort und seiner Zuweisung übereinstimmen: Maeterlinck, Bolte, Fraenger, Glück, Grauls, Grosshans; ferner wird auf zwei holländische Sprichwortsammlungen Bezug genommen. Gelegentlich werden zum besseren und sichereren Deutung auch die Kopien von Brueghel dem Jüngern herangezogen. Manchmal werden auch alternative Sprichwörter oder weitere Deutungsmöglichkeiten angeboten. Diese drehen sich immer – und hierin liegt das Verdienst von Alan Dundes – um die Bipolarität und das Thema der Verkehrten Welt. (Wobei, nach meinem Dafürhalten, die Bipolarität überzeugt, hingegen das Thema der Verkehrten Welt manchmal etwas zu gesucht wirkt. Mit der Deutung von Nr. 12 «Zwei Fliegen auf einen Schlag» als man sei «doubly lazy» kann ich nicht übereinstimmen; die Redensart bedeutet doch nur «etwas besonders geschickt anpacken»; bei Röhrich: «einen doppelten Zweck durch ein Mittel erreichen»). Sehr einleuchtend sind die Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen beieinanderstehenden Bildern; es gehört immer eine Gruppe von Szenen zusammen, und als solche ergeben diese Szenen dann einen erweiterten Sinnzusammenhang. Der Nachdruck darauf, dass Bruegel mit den Sprichwörtern spielt, scheint mir ein wichtiges Moment der Erklärung zu sein (eigenartigerweise fehlt ein Hinweis auf die Arbeit von Jeanette Hills, Das Kinderspielbild von Pieter Brueghel d. Ä., Wien 1957); so spielt er sicherlich auch mit einer Nebeneinanderstellung von Szenen, welche das Gegenteil aussagen. Mag sein, dass es ihm sogar einfach Freude bereitete, ein

malerisches Rätselspiel zu komponieren: wir wollen einmal sehen, wie viel ihr erraten, lesen könnt! Dundes sieht einen wesentlichen Punkt darin, dass Bruegel die «Zwei-in-eins-Struktur» benützt; hier sind seine angeführten Beispiele überzeugend. Weniger schlüssig scheint mir – wie schon erwähnt – alles auf das Thema der Verkehrten Welt hinführen zu wollen. Nicht mehr folgen kann ich Dundes bei seiner – von ihm allerdings nur als möglich angedeuteten – analerotischen Interpretation. Wildhaber

Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen. Übertragen von *Felix Genzmer*. Eingeleitet von *Kurt Schier*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 381 S.

Die Edda-Übersetzung des 1959 verstorbenen Professors des öffentlichen Rechts Felix Genzmer galt trotz unbestreitbarer Willkür in der Textbehandlung lange als unübertroffen. Ihr erster Band (Edda I, Heldendichtung) war 1912 in enger Zusammenarbeit mit Andreas Heusler erschienen und leitete die gross-angelegte Sammlung Thule beim Eugen Diederichs Verlag ein. Der zweite Band (Götterdichtung und Spruchdichtung), durch den Weltkrieg verzögert, folgte 1920. Diese zweibändige Übersetzung erlebte seither eine Vielzahl von Auflagen, an denen Genzmer bis zu seinem Tod umarbeitend und verbessernd beteiligt war. Die nun vorliegende einbändige Ausgabe, die den Nachlass Genzmers berücksichtigt, bringt zwar einige Veränderungen hinsichtlich der Strophenfolge und Textanordnung, aber nichts grundsätzlich Neues. Vom Standpunkt der heutigen Eddaforschung ist sie jedenfalls kaum mehr zu rechtfertigen. Die instruktive Einleitung des Münchner Nordisten Kurt Schier spricht dies in aller Deutlichkeit aus: «Diese Übersetzung spiegelt die wissenschaftlichen Ansichten der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wider; durch ihre Eingriffe in den überlieferten Text ist sie in dieser Hinsicht keine genaue Übertragung des altnordischen Originals» (S. 22). Es sei dem Diederichs Verlag unbenommen, seine Rechte an der Sammlung Thule erneut zu vermarkten. Bedenkt man jedoch, dass die Genzmersche Übersetzung in ihrer alten Gestalt erst 1979 wieder aufgelegt wurde, so scheint hier des Guten doch ein wenig zu viel getan. Hans-Peter Naumann

*Alfred Cammann – Alfred Karasek*, Volkserzählung der Karpatendeutschen. Slowakei. Teil 2. Marburg, N.G. Elwert Verlag, 1981. 465 S., 63 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 25).

Die Kommission für ostdeutsche Volkskunde hat mit ihrer Schriftenreihe ganz besonderes Glück gehabt, sind doch zahlreiche Bände ausnehmend gut geraten. Zu ihnen gehören sicherlich die von Alfred Cammann herausgegebenen Erzählbände. Mit dem vorliegenden zweiten Band ist das Materiel der karpatendeutschen Siedler in der Slowakei abgeschlossen. Er ist eingeleitet vom zusammengehörigen Repertoire des Niedersachsendofes Tscherman, das die Erzählungen in wortwörtlicher schriftdeutscher Wiedergabe und in der Dialektfassung bringt. Wie auch in den anderen Bänden von Cammann, werden neben den Texten aus der Sammlung Karasek eigene Aufnahmen – und sie überwiegen beträchtlich – benützt. Spezielle Anerkennung verdient Erika Lindig mit ihrem detaillierten Motiv- und Sachregister, das den erzählerischen Reichtum des Bandes leicht erschliesst. Man könnte vielleicht noch nachtragen «Reichweite des Schalles» 59, 151; «Nachricht aus dem Jenseits» 148f.; «Erhängespiel» 188f.; «alt wie der Wald» 80 unten (eine Schwundform, die zum «Moosweibleintyp» – nicht zum Wechselbalg – gehört). Auffallend sind die vielen Geschichten von der Tödin (die von der slowakisch-tschechischen Umgebung beeinflusst sein dürften) und vom Luziastuhl. Das Motiv des «Briefes an die Hexe Amalia» (165) habe ich sonst noch nirgends gefunden. Prächtiges Material enthält der Abschnitt «Schwank und Spass» mit den vielen Schildbürgergeschichten (vor allem von Kuneschhau) und den Ortsneckereien. Unter «Dorfgeschichten» fasst Cammann all das zusammen,

was man so im Dorf über die anderen und aus eigenem Wissen und Erleben erzählt; z.B. Bären Geschichten und Zigeunerberichte. Ein besonderes Anliegen von Cammann sind die «Schicksalsgeschichten» und die «Lebensgeschichten». Besonders die ersteren sind ergreifend mit ihren Erinnerungen an Kriegs- und Partisanenzeiten. Man wird sich aber doch vor Augen halten müssen, dass es Berichte von *einer* Seite sind und dass man eigentlich auch einmal Berichte von der *anderen* Seite, z.B. der von den Russen zu Hunderttausenden aus Ostpolen verdrängten Polen lesen müsste. Etwas ähnliches gilt von den «Lebensläufen», die Schicksale in mehrsprachigen Gebieten, Deutsche zwischen Slovaken, Tschechen und Ungarn, aufweisen sollen. Es scheinen mir etwas reichlich viele solcher Lebensläufe zu sein, aber ich denke, dass dies von Cammann so gewollt ist, um die Eindrücke der Schicksale zu verdichten. Ich habe nur beim Wort «vertrieben» ein etwas ungutes Gefühl. So sehr das persönliche Schicksal der Betroffenen zutiefst zu bedauern ist, so muss ich als Schweizer das harte Wort «vertrieben» ebenfalls bedauern, wenn ich daran denke, dass die Deutschen als erste mit der «Vertreibung» der Polen aus dem Warthegau angefangen haben und dass sie mit der endgültigen «Vertreibung» der Juden und Zigeuner in ihren Vernichtungslagern weitergegangen sind. Zum mindesten wir Schweizer sollten das Wort «Vertreibung» nicht nachplappern, oder es den Medienleuten überlassen, die es nicht besser wissen oder wissen wollen.

Wildhaber

Märchen aus Wales. Hrsg. und übersetzt von *Frederik Hetmann*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1982. 286 S., 1 Karte (Die Märchen der Weltliteratur).

Der Begriff «Märchen» für diesen neuen, schönen Band der Diederichs'schen Reihe «Die Märchen der Weltliteratur» ist etwas arg strapaziert. Aber man muss es dem Herausgeber zugute halten, dass er sich dieser Tatsache durchaus bewusst ist; er sagt selbst (S. 243) – und ich kann das aus meiner Erfahrung gerne bestätigen – «enttäuschend fällt in Wales die Ausbeute an echten Volksmärchen aus». Vor allem die Geschichten des Malinogion, die mehr als die Hälfte des Bandes ausmachen, sind keine Märchen; man könnte sie als walisische Heldengeschichten bezeichnen (Martin Buber spricht von einem «keltischen Sagenbuch»); Hetmann weist zwar auf Motive hin (S. 234), die märchenhaften Charakter haben. Was den Rest des Bandes angeht, handelt es sich «nicht eigentlich um Märchen, sondern um Sagen» (S. 244); es sind Geschichten von Feen, Hexen, Zauberern und Schwänke. Sie sind von Hetmann gut ausgewählt und in angenehm und flüssig lesbarem Deutsch erzählt. Eine einzige Stelle ist mir wegen ihrer Ungereimtheit aufgefallen (Hetmann S. 5): «Häuptling, ich weiss *nicht*, wer Ihr seid, aber grüssen will ich Euch nicht»; hiezu Martin Buber (S. 16): «Fürst, ich weiss, wer du bist, und ich werde dich nicht begrüssen», und Jones (ed. Everyman, S. 4): «Chieftain, I know who thou art, but I will not greet thee».

Hetmann hat die Texte übersetzt. Nun würde man wohl bei «Märchen aus Wales» erwarten, sie seien aus der walisischen Originalsprache übersetzt, es sei denn, etwas anderes sei klar vermerkt. Das ist aber nicht der Fall; die Texte sind aus englischen Angaben übersetzt (es handelt sich also z.B. beim Malinogion um eine Übersetzung aus zweiter Hand). Die Nummer 45a auf S. 210 ist als Beispiel in walisischer Sprache erzählt und dann übersetzt; so steht sie bei Owen auf S. 149; man muss also den Eindruck erhalten, Hetmann hätte sie aus dem Walisischen übersetzt, denn er verschweigt, dass Owen auf S. 150 selbst die englische Übersetzung dazu gibt. – Anerkennenswert (gegenüber früheren Büchern von Hetmann) ist, dass er diesmal Buchtitel und Seitenangabe als Quelle für seine Texte angibt; auch ein Literaturverzeichnis liegt bei. Hiezu wäre zu ergänzen, dass die Malinogion-Ausgabe von Gwyn Jones und Thomas Jones – die derzeit als die beste Übersetzung gilt –, die 1948 in der kostbaren Golden Cockerel Press erschien, ein Jahr darauf auch in der leicht greifbaren Everyman's Library (Nr. 97) er-

hältlich war (sie ersetzt die Ausgabe der Lady Charlotte Guest in derselben Reihe). In Hetmanns Literaturliste muss es S. 278 *Funk* and Wagnall heißen; ebenfalls *Venetia Newall*; ihr Buch ist einmal angegeben als «*The Witchfigure*» und einige Zeilen darunter als «*The Witch Figure*» (dies ist richtig). Kleinigkeiten, gewiss, aber sie erwecken einen unguten Eindruck. – Die Erklärung für den Wechselbalg (S. 270, Nr. 15) ist nicht glaubhaft, weil der Wechselbalg im gesamten Westen und Norden von Europa häufig vorkommt und somit diese Erklärung auch dort anwendbar sein müsste, was nicht stimmt.

Lobend hervorzuheben sind Hetmanns Nachwort und das von Hans-Jörg Uther in Göttingen besorgte Typen- und Motivregister. Wildhaber

Armenische Märchen. Hrsg. von *Isidor Levin* in Verbindung mit *Uku Masing*, übersetzt von *Gisela Schenckowitz*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1982. 286 S., 2 Karten. (Die Märchen der Weltliteratur.)

Ich stehe nicht an, diesen Band als einen der schönsten und wertvollsten der gesamten Diederichs'schen Reihe zu bezeichnen. Dies betrifft sowohl künstlerisch die Auswahl, den Gehalt und die Übersetzung der 25 im Band wiedergegebenen Märchen als auch wissenschaftlich Isidor Levins Nachwort. Die Texte wurden im Laufe der letzten hundert Jahre mündlich aufgenommen; aus dem gesamten Manuskriptbestand von über 10000 Märchenaufzeichnungen wurden zunächst einmal rund 1500 Texte für eine akademische Anthologie ausgewählt. Davon wurden wieder 600 Abenteuermärchen eingehender untersucht, und ihnen wurden dann 25 Märchen entnommen, die «in jeder Hinsicht sowohl märchenkundliche als auch liebhaberische Anforderungen befriedigen». Levin hat es meisterhaft verstanden, uns in seinem Nachwort in gedrängter Kürze all das über Armenien und seine Kultur mitzuteilen, was für das eingehendere Verständnis der Märchen notwendig ist. Er untersucht zunächst die Frage nach der Herkunft und dem Entstehen der armenischen Sprache und des armenischen Volkes. Er schildert die Beschaffenheit des Landes und seine Geschichte. Vor allem interessant ist die moderne Geschichte mit den verschiedenen religiösen Bewegungen. Danach geht Levin auf die armenische Märchenforschung und die Märchenausgaben ein. Er versucht, diese Märchen für die Realienkunde und die gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse auszuwerten. «Die Aktivitäten des Scharfrichters, die häufigen Todesurteile, die der Schah im Nu fällt, hielt ich einst für einen Märchentopos, bis ich neuerdings vom Iranischen eines besseren belehrt worden bin» (S. 265). Wie recht hat Levin doch! Er gibt ferner eine Charakteristik der in den armenischen Märchen vorkommenden übernatürlichen Wesen und der Menschen.

Besonders wichtig – und erfreulich und sicherlich auch notwendig – scheinen mir Levins Ausführungen zu sein, in welchen er sich gegen die Bezeichnung «nationale Märchen» wendet; «denn 'Nationen' bildeten sich zu einer Zeit, als die gängigen Märchentypen bereits geprägt waren» (S. 267). Das sogenannte nationale Sondergut erweist sich «bei eingehender Prüfung als regionale und epochale, keineswegs nationale oder gar ethnische Erscheinung» (S. 267). «Nationale Folklore entpuppt sich meistens als Folklorismus, der die moderne Sucht nach exotischem Volkstum oder volkstümelnder Exotik reizt und speist» (S. 268). Ebenso beherzigenswert ist seine Wendung gegen die moderne Tendenz der Märchenforscher, «den Schwierigkeiten der vergleichenden Inhaltsanalyse zu entgehen, indem sie sich dem Erzähler widmen und gern über seine vorzüglichen Eigentümlichkeiten schreiben, als wäre er ein Schriftsteller» (S. 268f.). Aber: es «bleibt das Gerede von der persönlichen Kreativität des Erzählers in der dicken Luft jenes Journalismus hängen, wo seit der Romantik nur das Originalgenie zählt» (S. 269). Es ist geradezu wohltuend, solche Sätze lesen zu können, wenn man gelegentlich beinahe den Eindruck haben muss, es gehe einigen Forschern überhaupt nicht mehr um den Inhalt des Erzählten, sondern nur noch um die



Person des Erzählers. Aber Levin weiss auch um die praktischen Erfordernisse moderner Märcheneditionen: «Der Leser findet in den wohlüberlegten Anmerkungen Hinweise auf eventuelles armenisches Sondergut in den vorliegenden Texten» (S. 269). Wildhaber

*Ruth Michaelis-Jena*, Die Brüder Grimm. Münster, Aschendorff, 1980. 143 S. (Schriften der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, 7).

«Der grosse Erfolg der ersten Übersetzung der Märchen ins Englische von Edgar Taylor, veranlasste Jacob und Wilhelm fünfzig der Märchen als 'Kleine Ausgabe' herauszugeben. Diese kleinere und billigere Ausgabe, mit der grösseren Anziehungskraft von Bildern, machte ihren Weg in Tausende von Kinderstuben. Die englische Ausgabe wurde zum Vorbild für viele Übersetzungen in der ganzen Welt.» Was die Verfasserin hier für die Märchen als solche berichtet, hat sie selbst für das Lebenswerk der Brüder Grimm unternommen und 1970 in London und New York mit dem Buch «The Brothers Grimm» einen grösseren Kreis auch ausserhalb der Erzählforscher angesprochen. Erst ein Jahrzehnt danach war es möglich, die von ihr selbst übersetzte, gekürzte deutsche Ausgabe zu veröffentlichen. R. M. fühlte sich von Kindheit an den Brüdern Grimm verbunden, Hessen ist das Geburtsland ihrer Mutter, und der Vater erzählte ihr die Märchen. Diese Verbundenheit wird immer wieder spürbar, denn unter den vielen Abhandlungen und Büchern, die in Gedenkjahren und aus anderen Anlässen über die beiden bahnbrechenden Forscher geschrieben wurden, ragt dieses dadurch hervor, dass es mit Liebe und besonderem Einfühlungsvermögen verfasst ist. Man erlebt anteilnehmend das Geschick der Familie Grimm mit allen Sorgen und Freuden so unmittelbar, als ob die Verfasserin auch dazu gehören würde. Ihre Vertrautheit mit dem Geschick der Brüder und ihrem wissenschaftlichen Werk befähigt sie, ein gediegenes Wissen in leicht fasslicher, ja spannender Art weit über den engeren Bereich gestrenger Wissenschaft hinaus zu tragen. Daher ist die Schriftenreihe der Märchengesellschaft der richtige Erscheinungsort für ein Buch, das auch das Gemüt anspricht.

Mag dies auch nicht als «zeitgemäss» angesehen werden, so regt manches doch in unserer anspruchsvollen Gegenwart zum Nachdenken an: «Essen wurde sehr eingeschränkt, so dass es am Morgen nur eine Tasse Kaffee und ein Milchbrot gab, während der Tee am Abend des teuren Zuckers wegen ganz wegfiel. Doch sagt Wilhelm in einem Brief vom 13. April 1814 ... In aller Not aber wollen wir mit Liebe und Treue an einander festhalten.» (S. 38). Vieles von dem, was R. Michaelis anführt, ist selbstverständlich da und dort auch schon vor ihr erwähnt worden, und sicherlich war es schwierig, die als abgerundetes Ganzes verfasste englische Ausgabe zu kürzen. Was aber ihr Buch so anziehend macht, ist die menschliche Anteilnahme, die ständig daraus spricht. – Durch ein Versehen sind dem begrüswerten Namensregister keine Seitenzahlen beigegeben. Auf Anforderung sendet jedoch das Sekretariat der Europäischen Märchengesellschaft, Postfach 125, D-4404 Telgte, kostenlos eine abgelichtete Register zu. K. Haiding

Tutto á fiaba. Atti del Convegno Internazionale di Studio sulla Fiaba. Nuova edizione riveduta e corretta. Milano. Enmme Edizioni, 1980. XIX, 239 p. (L'asino d'oro, 3).

Eine Notiz auf der Rückseite des Titelblattes besagt, es handle sich beim vorliegenden Buch um die Akten der Internationalen Studientagung über das Märchen vom 24./25. Oktober 1979 in Parma; aber das Inhaltsverzeichnis stimmt nicht ganz mit der Liste der dort gehaltenen Vorträge überein; z. B. findet man die Beiträge von F. Karlinger und G. Genovesi nicht, dafür einen offenbar nachträglich dazu gekommenen von B. Cetti Marinoni. Die Aufsätze schwanken zwischen hochgestochenen Theorien und nützlichen Forschungsberichten; die einen sind

literaturgeschichtlich, die andern tiefenpsychologisch ausgerichtet, wieder andere volkskundlich; es werden sowohl Märchen aus dem Volke wie Kunstmärchen (von Basile, Perrault, Grimm usw.) analysiert bzw. besprochen. Die verschiedenen Autoren gehen Problemen wie «mündlich/schriftlich überliefert», «anonym/Autor bekannt», «volkstümlich/künstlerisch» nach. Der Band wird von einem brillanten Essai von A.M. Cirese eröffnet, der die Geschichte der Märchenforschung in Italien skizziert.

Iso Baumer

*Käthi Knüsel*, Reden und Schweigen in Märchen und Sagen. Diss. phil. I Zürich 1980. (Druck: Kopierservice Bern). 139 S.

Für die literaturwissenschaftliche Märchenforschung ist es eine dankbare Aufgabe, Volkserzählungen auf wichtige existentielle Themen hin zu untersuchen. Die vorliegende Dissertation – geschrieben für Max Lüthi, dem man wegweisende Untersuchungen in dieser Richtung verdankt – behandelt das für unsere Zeit höchst wichtig gewordene Thema vom Reden und Schweigen. Rede wird in Volkserzählungen neu formuliert, Sprechregeln werden festgelegt, nur so wird die Kommunikation mit der jenseitigen Welt – Hauptanliegen des Märchens und der Sage – möglich. Die Macht des Wortes besitzt in beiden Gattungen direkte Wirkung, so dass der Mensch nur dann sieghaft aus Konflikten hervorgehen kann, wenn er die richtige Sprachschablone benützt. Grosse Bedeutung kommt dem Schweigen zu, das in den Volkserzählungen nie eine Leere, vielmehr eine Variante des Sprechens ist. Die Verfasserin untersucht im Märchen vor allem das Schweigen als selbstloses Mittel der Erlösung oder als Strafe für Tabuverletzungen sowie das kluge Verschweigen jenseitiger Geheimnisse; in der Sage das Schweigen als Abwehr gegenüber der drohenden Totenwelt. Zwei Formen der Sprachlosigkeit bleiben unberücksichtigt: zum einen der schweigende Gehorsam des Märchenhelden angesichts unsinnig scheinender Forderungen, Befehle und Wünsche, die nicht mit einer Erlösung verknüpft sind und auch nicht immer von Jenseitigen geäussert werden; zum anderen das stille Dulden männlicher und weiblicher Aschenbrödel-Figuren und das Verschweigen ihrer Heldentaten sowie ihrer Identität (es wird nur der Griselda-Typ kurz erwähnt). Nicht untersucht wird ferner die Sprache der dinglichen Zeichen, die im Märchen oft die verbale Kommunikation ersetzen.

Katalin Horn

*Chin-Gill Chang*, Der Held im europäischen und koreanischen Märchen. Basel, G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1981. III, 192 S. (Beiträge zur Volkskunde, 1).

Die wichtigste Erkenntnis, die der Leser aus der vorliegenden, für Max Lüthi geschriebenen Zürcher Dissertation gewinnt, ist, dass das europäische Märchen, als höchst stilisierte Spätform, auf viel ältere Schichten des menschlichen Bewusstseins zurückgehen muss als das koreanische. Auf der Inhaltsebene zeigt sich dies in der grösseren Wirklichkeitsnähe des koreanischen Märchens: Die natürliche, literarisch weniger geformte Umgebung und die sittliche Ordnung des Konfuzianismus bestimmen dieses weitgehend und geben ihm eine grössere geographische und historische Bestimmtheit. Während das örtliche Ziel des europäischen Märchenhelden ein magischer Raum ist, bricht der koreanische nach Seoul auf. Das europäische Märchen ist nach dem Verfasser wesentlich ein Aufgabenlösungsmärchen. Dementsprechend steht am Ende der Wanderung in diesem eine Begegnung mit dem übernatürlichen Gegner, eine schwere Probe oder eine gefährliche Aufgabe, im koreanischen hingegen oft eine Staatsprüfung. Diesseits und Jenseits, Traum und Wirklichkeit liegen im europäischen Märchen auf der gleichen Ebene, im koreanischen sind diese streng getrennte Welten. Während im europäischen Märchen die Handlungsträger stilisierte Symbolfiguren sind (König, jüngster Sohn, Sonne, Mond, Sterne, drei Eremiten usw.), interessiert sich der koreanische Erzähler für das Innenleben und für die sittlichen Probleme realer

Personen (reicher Kaufmann, ältester Sohn, junger gelehrter Herr usw.). Die Liebe, wichtigster, wiewohl abstrakt und sublimiert dargestellter Beweggrund im europäischen Märchen, fällt im koreanischen einerseits unter Tabugesetze, äussert sich andererseits in ausgeformter leidenschaftlicher Lyrik. Auch in der Handlungsstruktur zeigt sich das europäische Märchen als hochgradig stilisiert, während das koreanische realistisch bleibt: es fehlen in ihm die dreifache Strukturierung und die von Marie-Louise Tenzze gezeigte Logik des Zaubermärchens, nachdem zuerst die Antwort (Gabe) und dann die Frage (Aufgabe) erfolgt. Stattdessen erscheint ein *deus ex machina*, wenn der koreanische Märchenheld in Not gerät, und oft genug enden die Märchen tragisch.

Dieser erste Band in der neuen Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde schliesst sich verschiedenen Untersuchungen an, welche in der jüngsten Märchenforschung den alten Europa-Zentrismus langsam ein wenig auflockern. Aus der fehlenden koreanischen Sekundärliteratur in der Bibliographie dürfte man folgern, dass diese sorgfältige Untersuchung auch für koreanische Märchenforscher Neuland betritt, so dass sie in zweifacher Hinsicht begrüssenswert ist.

Katalin Horn

*Hans Steinegger*, Schwyzer Sagen, Band 2, aus den Gemeinden Muotathal, Riesenstalden, Illgau, Ober- und Unteriberg. Schwyz, Riedter-Verlag, 1981. 280 S. Abb.

Hans Steinegger hat den zweiten Band seiner «Schwyzer Sagen» herausgebracht. Das handliche Buch enthält Erzählungen aus den Bergtälern Muotathal und Ober- und Unteriberg sowie aus Riesenstalden und Illgau und erweitert das Schwyzer Sagen-Inventar auf annähernd 800 Belege. Über hundert vom Herausgeber gesammelte und zum Teil im Wortlaut der Gewährsleute (Schreibweise Prof. Dieth) festgehaltene Texte zeigen, dass sich die Bergtäler als besonders sagenkräftig erwiesen haben. Im übrigen hat sich die Quellenlage im Vergleich zum ersten Band kaum verändert. Im Vordergrund standen auch diesmal bisher unveröffentlichte Aufzeichnungen des Urner Sagensammlers und Spitalpfarrers Josef Müller (1870–1929) und des Schwyzer Staatsarchivars Alois Dettling (1865–1934). Weitere Beiträger sind Thomas Fassbind, Felix Donat Kyd und Alois Lütolf. Ihre Texte wurden, wo es angezeigt erschien, unserer Zeit angepasst. Das heisst, zeitbedingte Zutaten und Ausschmückungen wurden zugunsten der Leserlichkeit fallen gelassen. In der Anordnung der Texte hielt sich der Herausgeber an drei Hauptgruppen, an die Glaubenssagen (Geister, Gespenster, Ungeheuer, Arme Seelen, Hexen, Zauberer), an die Wissenssagen (geschichtliche Ereignisse und Gestalten) und an die Erklärungssagen (Naturerscheinungen, Ortsnamen usw.). Im Muotathal fallen neben den bekannten Sagengestalten der «Chaschtevögten» und des «Veetöckerli Domini» Dekan Anton Schmid (1840–1926) auf. «Unzählige Menschen wandten sich in ihren Leiden und Nöten an den Muotathaler Pfarrer und Dekan Dr. Anton Schmid. Allen versprach er seine Gebetshilfe, deren Wirkung sie schliesslich auch erfahren durften. Viele Verstorbene nahmen diese Gebetshilfe auch in der Ewigkeit noch in Anspruch (S. 128).» Die Erzählungen um diese Priestergestalt der Jahrhundertwende lässt den Leser ahnen, welche Sicherheit eine solche Persönlichkeit in den Fragen des jenseitigen Lebens in einem Tal zu verbreiten vermochte. Für den dritten, die Sammlung abschliessenden Band verspricht der Herausgeber ausführlichere Quellenangaben (auf die einzelnen Belege bezogene Hinweise über die benützte Literatur und die handschriftlichen Quellen sowie nähere Angaben über die Gewährsleute bei mündlich erfassten Texten. Ein möglichst vollständiges Sach- und Ortsregister sollte die Nachteile beseitigen, die sich aus der Anordnung nach Gemeinden ergeben. Dies bei allem Verständnis für die anerkennenswerten Absichten des Sammlers, ein «Hauslesebuch» zu schaffen, das allen Bevölkerungskreisen zugänglich und verständlich sein soll.

Alois Senti

*Preben Meulengracht Sørensen*, *Norrønt nid. Forestillingen om den umandige mand i de islandske sagar* [Norrønt nid. Die Vorstellung vom unmännlichen Mann in den isländischen Sagas]. Odense, Odense Universitetsforlag, 1980. 135 S.

Das norrøne, d.h. altwestnord. Substantiv *níd* – etymologisch mit 'Neid' verwandt, aber in ganz anderer Bedeutungsentwicklung stehend – entzieht sich einer wörtlichen Übersetzung und kann in seinem begrifflichen Kern nur umschrieben werden. Gemeint ist, was in Wort oder Tat zur Beschimpfung und Verhöhnung dient, wobei zumeist der Vorwurf der Unmännlichkeit und der sexuellen Perversion eingeschlossen ist. Altnordische Gesetze belegen Verbalinjurien, die auf Homosexualität und feminines Verhalten abzielen, mit hohen Strafen und bieten somit einen Fingerzeig auf die tiefverwurzelte ausserliterarische Tradition dieser Art von Ehrabschneidung. Gleichzeitig finden wir *níd*-Vorstellungen nicht selten als konfliktförderndes Motiv in den Isländersagas. Um die Analyse des Motivs in seiner literarischen Gestalt und Funktion geht es dieser Arbeit in erster Linie. Der Verfasser untersucht zwei klassische Sagas (*Náls saga*, *Gísla saga*) sowie zwei kürzere novellenartige Stücke, und er kommt vor allem dann zu überraschenden und neuen Interpretationsansätzen, wenn es ihm gelingt, verdeckte Komponenten der sexuellen Symbolik aufzuhellen und für die Textanalyse fruchtbar zu machen. Die interessante Studie, der Quellensammlung und Register abgeschlossen sind, fördert nicht nur unser Verständnis sagatypischer Konflikte, sondern sie gewährt aus besonderer Perspektive Einblicke in das Menschenbild der Sagas.

Hans-Peter Naumann

*Norske segner* [Norwegische Sagen]. *Segner i utval med innleiing og kommentarar ved Olav Bø, Ronald Grambo, Bjarne Hodne og Ørnulf Hodne*. Oslo, Det Norske Samlaget, 1981. 311 S.

1973 erschienen im gleichen Verlag die 'Norske balladar', die, von Adel Blom und Olav Bø bearbeitet, als Vorstudie zu der geplanten Volksballadenausgabe die Schwierigkeiten verdeutlichen, mit denen sich die norwegischen Herausgeber herumschlagen müssen. Diese sind u.a. auch sprachlicher Art, da man nach mehreren Sprachreformen und differierenden Dialekten es schwer hat, sich auf eine lesbare Norm zu einigen. Behutsam normalisieren mussten auch die Herausgeber der grossen norwegischen Märchenedition, 'Norsk eventyrbibliotek' (bisher 11 Bände, 1967–1980, im gleichen Verlag). Aber methodisch waren die Bahnen einer solchen Edition offensichtlich klarer vorgezeichnet, und zwar so erfolgversprechend, dass Reimund Kvideland bereits 1972 eine Kurzfassung 'Norske eventyr' (Universitetsforlaget) herausgeben konnte. Die vorliegende, vergleichbare Edition der Sagen lässt entsprechende wissenschaftskritische Richtlinien vielfach vermissen. Sie bietet einen lesenswerten Querschnitt durch die verstreuten Sammlungen der Vergangenheit von u.a. Moltke Moe, Johannes Skar, Andreas Faye (1833), P. Chr. Asbjørnsen, das Genre 'Sage' wird aber dadurch kaum sehr klar charakterisiert – u.a. auf diese Schwierigkeit weisen die Herausgeber selbst in ihrer umfangreichen, allgemeinorientierenden Einleitung hin (S. 11–61). Die Gliederung wirkt mit ihren Abschnitten 'naturmythische' und 'historische Sagen' und 'Ursprungssagen' etwas steif, und gerade die wenigen aufgepropten 'neueren Sagen' (Nr. 117–121) wirken einerseits eher verwirrend (Zeitungsmeldung über Marsbewohner vom 1. April 1908), andererseits vermisst man trotz umfangreichem Kommentar die Dokumentation von entsprechenden Ansätzen im tradierten Material (Sagenübertragungen auf Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg z.B. bei Nr. 53). So bleibt diese Ausgabe ein dankenswerter Ansatz für weitere Arbeiten, vielleicht gerade auch im Bereich moderner Erzählstoffe.

Otto Holzapfel



*Ursula Brunold-Bigler*, Die religiösen Volkskalender der Schweiz im 19. Jahrhundert. Basel, G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1981 (Aussentitel 1982). 240 S., 29 Abb. (Beiträge zur Volkskunde, 2).

Eines der Gebiete, die das Volkskundeseminar unter Hans Trümpler seit mehreren Jahren als besonderes Forschungsthema bearbeitet, ist die Aufarbeitung von schweizerischen Kalendern aus dem 19. Jahrhundert. Zu den bereits gedruckten und ungedruckten Studien kommt nun die vorliegende, hocheffiziente und eine Fülle von Einzelergebnissen und von wenig oder kaum bekannten Literaturangaben erschliessende und überlegen angeordnete Gesamtwertung dieser Kalender hinzu. Frau Brunold behandelt den Kalender als populären Lesestoff, als Traditionsträger der Hausväterliteratur; sie versucht, «den Inhalt des betont religiösen Kalenders in seiner Vielfalt ins Zentrum zu rücken: seine Anleitungen zur 'Lebenshilfe' für breite Volksschichten und die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse» (S. 11). Im ersten Teil werden die Kalender als Verlagsprodukt behandelt, und es werden sechs Kalenderverlage, ihre Geschichte und Produktion vorgestellt: drei evangelische (Bürkli, Zürich; Schneider, Geering, Reinhardt, Basel; Schalch, Schaffhausen und Spittler, Basel) und drei katholische (Benziger, Einsiedeln<sup>1</sup>; Räber, Luzern; Condrau, Disentis); neben den Kalendern werden zahlreiche Erbauungsbücher und Traktätchen mit ihren Titeln und Verfassern genannt, wie sie in den Inseraten dieser Kalender angeboten wurden. Im folgenden wird eine grössere Zahl von evangelischen (16) und katholischen Kalendern (18) (mit einem altkatholischen) in historisch-biographischen Monographien vorgestellt; dabei werden meist die Verleger, Redaktoren und die von ihnen gepflegte Tendenz genannt, gelegentlich auch die Absatzzahlen und die Verkaufspreise. Die evangelischen Kalender sind im allgemeinen der Erweckungsbewegung zuzurechnen. Für die nun folgende Inhaltsanalyse wurden vier repräsentative Kalender von langer Erscheinungsdauer und hohen Auflagenzahlen ausgewählt: zwei evangelische («Des Volksboten Schweizer Kalender», «Der Pilger aus Schaffhausen») und zwei katholische («Der neue christliche Hauskalender», «Einsiedler Kalender»). Da für das in den evangelischen Kalendern häufig verwendete Exempel die AT-Nummernzuordnung versagt, hat Frau Brunold «als Notbehelf» «ein provisorisches Einteilungssystem nach den häufigsten Motivgruppen konstruiert». Die Bekämpfung des Aberglaubens spielt auf evangelischer Seite ebenfalls eine bedeutende Rolle. Die katholischen Kalender weisen weniger eigentliche Erzählungen auf, dafür um so mehr Heiligenlegenden und Beschreibungen von vorbildlichen, heiligmässigen Personen. Sehr betont ist die Polemik gegen Gegner der Kirche; Liberale, freisinnige Katholiken, Freimaurer, Sozialisten, Altkatholiken. Eine spe-

<sup>1</sup> Für Benziger, Einsiedeln, ist zum 75jährigen Bestehen eine kleine Broschüre von 18 Seiten erschienen: «Benziger Verlag 1792–1967, Verlagsgeschichte», gezeichnet P. K. (wohl Peter Keckeis). Ein grosses Desideratum wäre eine Darstellung und Würdigung des Benziger Verlags im Hinblick auf seine Andachtsbilder-, religiöse Schriften- und Traktätchen-Produktion. Auch andere – vor allem katholische – Verlage von Andachtsbildern sollten mit Monographien erfasst werden, so etwa Käsli (Altdorf), Freyhof, Pfyffer, Eglin (alle drei Luzern), Blunsi (Zug). Ein weiteres Desideratum für ein Volkskunde- oder Heimatmuseum wäre eine ausgesprochen volkskundlich (oder volkskundlich-soziologische) Sonderausstellung über Einsiedeln als Wallfahrts- und kulturelles Zentrum: Kloster mit Schule, Landwirtschaft und Stiftsdruckerei; Wallfahrt mit europäischem Einzugsgebiet; Devotionalienfabrikation und -handel: Votive, Wachsarbeiten, Bossierungen, Klosterarbeiten, Andachtsbilder, Rosenkranzfabrikation; Meinrad-Legende mit Blockbuch; Verlag Benziger mit der ganzen Produktion; Einsiedler Fastnacht; Engelweihe; Theateraufführungen; Einsiedler Schafböcke; Sennengesellschaft; Monographie: Martin Gyr.

zielle Eigenart bildeten die Gegensatzbilder im «Einsiedler Kalender» (man darf hier wohl an die Vorbilder auf Bilderbogen und gelegentlich auch bei Hinterglasbildern denken). Wildhaber

*Hugo Moser*, Schwäbischer Volkshumor. Neckereien in Stadt und Land, von Ort zu Ort. Zweite, ergänzte Auflage. Stuttgart, Konrad Theiss Verlag, 1981. 678 S., 16 Karten.

Seit der hervorragende Vertreter unseres Faches vor nunmehr drei Jahrzehnten die erste Auflage seines Werkes, das wir als inhaltsreiches Zeugnis echter Volkskunde bezeichnen dürfen herausbrachte, ist seine Anregung von Vertretern anderer deutscher Landschaften aufgegriffen worden. Inzwischen ist auch eine neue Generation in die wissenschaftliche Tätigkeit eingetreten, deren Augenmerk hier auf viele, noch ausstehende Arbeiten gelenkt wird. So wären beispielsweise für manche Necknamen – vielleicht mit Hilfe von Zeugnissen aus anderen Gegenden – deren Ursprung zu klären, aber auch für grosse Gebiete erst übersichtliche Sammlungen anzulegen und herauszugeben.

Die Leiterin der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, Irmgard Hampf, Schülerin des Autors, hat u.a. die Neugliederung der Gemeinden und Kreise für die Neuauflage berücksichtigt. H. Moser selbst hat den abschliessenden Teil «Die Ortsnecknamen als volkskundliche Erscheinung» so weit ergänzt, als es die Entwicklung seit der Erstauflage erforderte. Das Schrifttumsverzeichnis bringt geringe Ergänzungen, die verschiedenen Ortsregister sind in ein einziges zusammengezogen, was die Benützbarkeit für Fernerstehende erleichtert. Zum Abschnitt «Ortsneckereien der Schwaben in der Fremde» gibt es jetzt viel Verwandtes in den 4 Teilen der Sammlung «Donauschwaben erzählen» von A. Camman und A. Karasek, die ebenso zu Vergleichen verleiten, wie Gleichklänge aus dem Burgenlande (mit dem Schildbürgerort Raiding und den gegendweise von Ortschaft zu Ortschaft wechselnden Necknamen), ferner aus der Steiermark und aus Oberösterreich. Dies würde hier zu weit führen, aber vielleicht wirkt sich H. Moser auch für diese Gebiete anregend aus. Karl Haiding

Jahrbuch für Volksliedforschung. Hrsg. von *Rolf Wilh. Brednich*. 25. Jahrgang 1980. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1980. 230 S., 4 Taf., Notenbeispiele.

Dieser Band enthält vor allem einige wesentliche Beiträge zur Balladenforschung. *James Porter* («Principles of Ballad Classification: A Suggestion for Regional Catalogues of Ballad Style») erörtert seine Methode der Balladenanalyse. Im individuellen Sänger sieht er die zentrale Figur der Balladentradition, und nach ihm sind bei der Klassifizierung «products (ballads as items), producers (singers and composers), environment (both immediate performance situations and the wider social milieu)» zu berücksichtigen. Am Beispiel der Ballade von der «Bösen Schwiegermutter» orientiert *Helga Stein* im Anschluss an ihre Dissertation und einen 1973 in Bukarest gehaltenen Vortrag in einleuchtender Weise über «Methodische Ansätze zur Altersbestimmung von Ballade und Heldenlied». «Oral Composition in Faroese Ballads» lautet der Titel von *Patricia Conroys* Studie, die, ausgehend vom Material der sechsbändigen Sammlung der Färöer-Gesänge von Grundtvig und Bloch, sich weitgehend auf persönliche Befragungen stützen kann. Der Färöer-Balladengesang erklingt einerseits im Rahmen der Familientradition, andererseits beim Dorftanz, wobei sich heute eine traditionalistische und eine rationalistische (sich Änderungen erlaubende) Strömung abzeichnen.

*Lanae H. Isaacson* («Draumkvædet: The Structural Study of an Oral Variant») untersucht die wichtige norwegische Ballade in der Fassung von Maren Ramskeid, deren vollständiger Text in der Originalsprache beigelegt ist. – *Günther Nolls* ausgezeichnete Beitrag über «Das Institut für Musikalische Volkskunde Neuss –

Auftrag, Ergebnisse, Perspektiven» ist der Abdruck der Antrittsvorlesung anlässlich der Verabschiedung des Gründers und Direktors des Instituts Ernst Klusen in Neuss vom Jahre 1978. Mit Recht werden die Verdienste dieses Forschers hervorgehoben, «der mit Ideenreichtum und Arbeitsintensität ..., aber auch mit Mut und Zähigkeit an die Verwirklichung einer Lebensidee gegangen ist, die reichen Ertrag brachte». Künftig will das Institut in vermehrtem Masse auch das instrumentale Laienmusizieren, das Problem der Kommerzialisierung von ethnologischem Material, Interpretationsformen der Volksmusik von heute und Stillfragen erforschen. – Die übrigen Aufsätze schrieben *Christoph Petzsch* («Noch einmal zu den Beischriften im Lothamer-Liederbuch»), *Winfried Hecht* und *Kurt Maier* («‘Ein neues Lied von zwey Mördern’ aus Rottweil») und *Heinz Rölleke* («Ein Kinderreim unterm Galgen»). Einen besonderen Hinweis verdient noch der Beitrag von *Manfred Blechschmidt* über «Die Liedpostkarte in der erzgebirgischen und vogtländischen Musikfolklore» als Ergänzung zu einem Thema, das schon Rolf Wilhelm Brednich in Band 16 (1971) dieses Jahrbuches aufgegriffen hatte. Aus des Verfassers privater Sammlung sind vier solcher Liedpostkarten auf Tafeln abgebildet. – Im Anschluss an diese Aufsätze folgt ein Bericht von *Rolf Wilhelm Brednich* über «Neuerwerbungen des Deutschen Volksliedarchivs: Die Bänkelsangsammlung Nötzoldt, Heidelberg». Der Besprechungsteil beansprucht rund die Hälfte des imponierenden, von Jürgen Dittmar sehr sorgfältig redigierten Bandes.

Hans Peter Schanzlin

*Dietz-Rüdiger, Moser*, Verkündigung durch Volksgesang. Studien zur Liedpropaganda und -katechese der Gegenreformation. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1981. 688 S., 14 Abb.

Die sehr gründliche, umfangreiche Untersuchung über die Funktion von Volksliedern bei der Prägung, Vermittlung und Stabilisierung von Weltanschauungen wurde als Habilitationsschrift verfasst und von der Phil. Fakultät der Universität Freiburg 1978 angenommen. Im einführenden 1. Kapitel unterbreitet der Verfasser die Grundlage seiner Arbeit, beginnend mit der Problemstellung und Abgrenzung des Themas. Dann werden die Definitionen der behandelten Liedgattungen dargestellt und die Methoden der Untersuchung erklärt. Dem Verfasser geht es um die Beantwortung der Frage, ob und inwieweit das Volkslied zur Zeit der Gegenreformation zur Beeinflussung des Volkes gedient habe, wie man es als Mittel zur Katechese gebraucht hat und wie sich die Protestanten und Katholiken als Verfasser zum Volksliede gestellt haben. Das 2. Kapitel ist den Aspekten der jesuitischen Liedpropaganda gewidmet. Sich auf die reiche Literatur stützend, berichtet der Verfasser über die Einstellung der Jesuiten zum Volksgesang, nämlich wie die Volkslieder in ihrer Tätigkeit berücksichtigt wurden. Ausführlich behandelt er einige Lieder aus den Themenkreisen zu den Grundgedanken jesuitischer Lehre. Nun folgt im 3. Kapitel die Darstellung franziskanischer Katechese und der dazu gebrauchten Lieder, unter ihnen von solchen, die als bekannte, weit verbreitete Legendenballaden bereits in der Fachliteratur behandelt worden sind. Im 4. Kapitel geht es um die Prinzipien der Liedgestaltung, und in diesem Zusammenhang wendet sich der Verfasser vor allem der Sinnbildsprache zu, den Zeichen und ihrer Bedeutung, wie sie in den Liedtexten gebraucht werden. Jedes Kapitel wird mit einem zusammenfassenden «Zwischenergebnis» abgerundet. So betont der Verfasser im ersten, dass sich die jesuitische Liedproduktion häufig auf die Betrachtungsmodelle, welche anregend auf die Gläubigen wirken sollten, beschränkte, dabei aber trotz einer gewissen nüchternen Sachlichkeit zur Entstehung von Schein-Apokryphen führte. Die heiligen Personen werden hier menschlich nahe vorgeführt. Einen bedeutenden Teil der jesuitischen Volkslied-Propaganda bildete die Propagierung der «Vorbilder des Guten», insbesondere der Heiligen aus dem eigenen Orden, aber auch der Patrone

des einfachen Volkes, wie z.B. des heiligen Isidor, der heiligen Notburga u.a. Die Tatsache, dass die jesuitischen Volkslieder weniger künstlerisch als zweckmässig verfasst waren, liess sie rasch in Vergessenheit geraten, besonders weil sie den von Franziskanern geschaffenen nicht standhalten konnten. Dem Verfasser erscheint die jesuitische Liedpropaganda mehr offensiv, dagegen die franziskanischen Lieder vorsichtiger argumentierend, weniger zweckbestimmt, dafür aber künstlerisch weit besser gestaltet. Deshalb wurden sie vom Volke gern aufgenommen und durch lange Zeit hindurch bewahrt. Sie griffen kaum auf die Apokryphen zurück, sondern stützten sich mehr auf Evangelien und auf die Kerngedanken der Gründer des franziskanischen Ordens. Obwohl die Blütezeit der franziskanischen Liedproduktion im 17. und 18. Jahrhundert liegt, widerspiegelt sich darin das religiöse Weltbild des 13. Jahrhunderts, was die bisherigen Forscher oft dazu verleitet hat, einzelnen Liedern mittelalterliche Abstammung zuzuschreiben.

Seine Ergebnisse fasst der Verfasser schliesslich noch kurz zusammen. Er betont nochmals, dass ein grosser Teil geistlicher Volkslieder nicht als «Ausdruck einer primären 'Volksfrömmigkeit', sondern als Resultat zielstrebig durchgeführter missionarischer Massnahmen der Gegenreformation anzusehen seien», und stellt als eine weitere Aufgabe der Forschung die Frage, inwieweit diese Lieder tatsächlich die Gläubigen beeinflusst haben, wie sie in das tägliche Leben eingliedert wurden. Seine Arbeit betrachtet der Verfasser nicht als Abschluss, sondern er wünscht, dass sie zum Anlass für weitere Untersuchungen werden möge. Hoffentlich wird diesem Wunsch Folge geleistet, auch ausserhalb des deutschen Sprachraumes, denn die Ausführungen des Verfassers sind in vielem den bisherigen Überzeugungen entgegengesetzt und wirken geradezu herausfordernd. Ob man dem Verfasser zustimmt oder nicht, an dieser Arbeit wird niemand vorbegehen können, der von nun an in der Volksliedforschung beteiligt sein wird.

Zmaga Kumer

Anuarul de folclor, II. Cluj-Napoca, Universitate, Sectorul de etnologie și sociologie, 1981. 369 S., musikalische Beispiele. Deutsche Zusammenfassungen (eine englische).

Der zweite Band des von Ion Taloș neu begonnenen und umsichtig geleiteten Jahrbuches der Clujer Universität bringt vier Beiträge zum 100. Geburtstag von Béla Bartók, die Bezug nehmen auf seine Bedeutung für Siebenbürgen, zehn Aufsätze, einen Nekrolog, mehrere Miscellen und eine grössere Zahl von 4 Buchbesprechungen. Lobend hervorzuheben sind die bemerkenswert gut geschriebenen deutschen Zusammenfassungen (die wohl Ion Taloș zu verdanken sind), die sich erfreulich abheben von den sonst in Rumänien üblichen schlecht und gelegentlich beinahe unleserlich abgefassten französischen *Résumés*. Von den Aufsätzen möchten wir fünf besonders herausheben. *Petru Caramanș*: Das Rüge-Ansingen im Südosten Europas; der Beitrag ist Teil einer grösseren, noch ungedruckten Abhandlung. *Ion Taloș*: Miorița in Transsilvanien, mit der Wiedergabe von 77 Variantentexten, mit dem Thema des Hirten, der nicht durch Kugel oder Pfeil sterben, sondern geköpft werden will; Taloș untersucht die Gründe für diesen Wunsch. *Adrian Fochi*: Struktur und Chronologie im Aufbau der epischen Dichtung; die Erzählstruktur ist nicht gleich der pragmatischen Chronologie; der Kontrast von Rückblende und Vorgriff erweist sich als episches Gesetz, um die Spannung zu erhöhen. *Traian Gherman*: Brauchtum im Umkreis der ersten Ackerfurche: Pflügen und Schwemmen (Wassertaufe) mit zeitgenössischen Belegen aus 65 Ortschaften Transsilvaniens. *Ion und Maria Cuceu*: Singeorzul, ein Georgsbrauch mit Grün umhüllung und Rindenmaske, der aber nicht mit dem Regenmädchen Paparuda gleichzusetzen ist.

Wildhaber



*Conrad Laforte*, Le catalogue de la chanson folklorique française. Tome IV: Chansons énumératives. Québec, Les Presses de l'Université Laval, 1979. XVI, 295 + 35 p., 2 cartes. (Les Archives du Folklore, 19).

*Conrad Laforte*, Le catalogue de la chanson folklorique française. Vol. II: Chansons strophiques. Québec, Les Presses de l'Université Laval, 1981. XVI, 841 p., 2 cartes. (Les Archives du Folklore, 20).

Der umfassende Katalog der französischen Volksliedtexte, den der franko-kanadische Forscher C. Laforte bearbeitet, folgt dem Editionsplan, den er 1976 in seinen «Poétiques de la chanson traditionnelle française» (siehe SAVk 72, 1976, 208f.) vorgelegt hat. Nachdem wir in dieser Zeitschrift bereits den ersten Band des insgesamt auf sechs Bände berechneten Projektes mit den «Chansons en laisse» (siehe SAVk 75, 1979, 113f.) anzeigen konnten, treten nunmehr zwei weitere Bände hinzu und signalisieren bereits die Halbzeit des Unternehmens. Die drei übrigen Bände («Chansons en forme de dialogue», «Chansons brèves» und «Chansons sur des timbres») sind in Arbeit, so dass mit einem baldigen Abschluss dieses Katalogwerkes zu rechnen ist. Es sei hier nochmals betont, dass es sich im Gegensatz zu anderen Klassifikationssystemen vom Konzept her nicht um eine thematische Katalogisierung, sondern um eine Systematisierung von Texten nach formalen Gesichtspunkten handelt. So geht es im ersten der hier zu besprechenden Bände um den formalen Gesichtspunkt der «énumération», der Aufzählung; die entsprechenden Texte werden im Deutschen daher meist Aufzähllieder genannt (Beispiel Wochentagslieder, Erk-Böhme 1742), oder auch Schwelllieder, sofern die Aufzählung je Strophe um ein weiteres Glied vermehrt wird. (Beispiel Lied vom Birnbaum, Erk-Böhme 1746.)

Im französischen Volksliedschatz sind beide Genres sehr viel reicher vertreten als im deutschen. Laforte bringt es trotz strenger Auswahlkriterien bei der Konstitution von Typen auf insgesamt 324 Lieder mit einer kaum zu schätzenden Zahl von erfassten Einzelvarianten (z.B. 83 Textnachweise beim Lied vom Kartenspiel Typ Nr. Ma 44 oder gar 140 Belege bei dem Farbenlied «La Poulette Grise» Nr. Ma 42). Mit der »Alouette» (Nr. GB 2), «Sur le Pont d'Avignon» (Nr. Ia 10), «Biguette» (Nr. Lb 1) oder «Bonhomme sais-tu jouer?» (Nr. Mb 1, deutsch: Lämmerstratenlied, Erk-Böhme Nr. 1748) sind eine Reihe bekannter französischer Volksliedtexte innerhalb dieses Genres vertreten. Die wichtigsten Einteilungsprinzipien für die Anordnung des immensen Materials seien hier mitgeteilt: A. Nombres en décroissant; B. Nombres en croissant; C. Heures, jours, semaines, mois, saisons, années, âges; D. Lettres, voyelles, alphabet; E. Vêtements; F. Membres ou parties du corps humain et remèdes; G. Membres ou morcellement des animaux, oiseaux, poissons; H. Métiers et travaux; I. Hommes, femmes, autres... (qualité); J. Animaux, oiseaux; K. Contenants et (ou) contenus; L. Enumérations axées sur des verbes et des actions; M. Varia; N. Chansons équivoques.

Der Katalog der Aufzähllieder nötigt uns bereits ein hohes Mass an Bewunderung für die Vorbereitung und editorische Aufbereitung des Materials ab. Die Leistung wird aber bei weitem noch durch den neuesten Band übertroffen, der den strophischen Liedern gewidmet ist. Mit einem Umfang von 840 Seiten und 866 Liedtypen stellt dieser Band zweifellos das Herzstück des ganzen Unternehmens dar, zumal sich der Katalog mit dem strophisch gegliederten Lied der wichtigsten Form des französischen Volksliedes zuwendet. Konsequenterweise würde man nun erwarten, dass Laforte die «Chansons strophiques» nach Strophentypen gliedert und sein Katalog dieser Systematik folgt. Aber wie bei den «Chansons en laisse» hat er auch hier einer Binnengliederung nach Themen und Motiven den Vorzug gegeben, und somit liegt hier nunmehr der erste französische Balladenkatalog vor, auf den die Balladenforschung bereits ungeduldig wartete. Laforte vermeidet den Balladenbegriff und stellt stattdessen in den Mittelpunkt

des ersten Teils seines Strophenliedkataloges die «Chansons narratives» (insgesamt 270 Typen), die in die vier folgenden Gruppen eingeteilt werden: A. Chansons à caractère épique ou tragique; B. Chansons à sujets religieux; C. Chansons romanesques; D. Chansons comiques. Das ist zweifellos nur ein sehr grober Raster, der zur oft diskutierten Frage der thematischen Klassifikation von Erzähliedtexten nichts beiträgt. Laforte musste aus Platzgründen sogar davon absehen, den Typen Kurzinhalte beizugeben. Er vertraut darauf, dass der Benutzer seines Kataloges aufgrund der bibliographischen Hinweise und mit Hilfe der ausführlichen Incipit- und Titelregister die einzelnen Typen identifizieren kann. Das Gesamtwerk ist ohnehin für den Spezialisten konzipiert, der über eine gute Volksliedbibliothek verfügen muss, um mit ihm arbeiten zu können. Den Katalog mit einer Edition verbinden zu wollen, hätte das Unternehmen wohl von Anfang an in schwer zu realisierende Bahnen gelenkt. Allein im Band Strophenlieder hätten 866 Texte zum Abdruck gebracht werden müssen, und bei jedem Typ wäre der Herausgeber vor die schwierige Frage gestellt worden, welcher Variante der Vorzug einzuräumen sei. So sind die Bände des Lafortschen Katalogwerkes als Vorarbeiten für eine ebenso umfassende künftige Liededition zu verstehen. Was hier in bisher nicht erreichter Vollständigkeit vorgelegt wird, ist den Überlieferungslisten des deutschen Balladenwerkes vergleichbar, die für sich genommen ebenfalls noch keine vollständige Liedausgabe darstellen würden. Aber sie bilden eine wichtige Voraussetzung dazu, und so wollen wir abschliessend dem Werke von Laforte nicht nur einen guten Fortgang wünschen, sondern auch eine Fortsetzung, deren wichtigste Funktion darin bestehen würde, die reichen Schätze des Folklorearchivs an der Université Laval in Québec zugänglich zu machen.

Rolf Wilh. Brednich

Deutsche Lieder. Texte und Melodien. Ausgewählt und eingeleitet von *Ernst Klusen*. Frankfurt a. M., Insel Verlag, 1980. XLI, 875 S., Melodien.

Liederbücher haben derzeit auf dem Buchmarkt Hochkonjunktur (vgl. R. W. Brednich, die Flut der Liederbücher, in: Zs. f. Musikpädagogik 5: 10, 1980, 47–52). Wir registrieren seit Jahren eine nicht endende Folge von Neuerscheinungen bebildeter Hausbücher, von Reprints, Anthologien und Singebüchern verschiedenster Provenienz und für alle möglichen gesellschaftlichen Gruppierungen. In die damit zusammenhängende Renaissance des Volksliedes im deutschsprachigen Raum ist auch Klusens Ausgabe einzuordnen, die sich allerdings von den übrigen aktuellen Liederbüchern allein schon durch ihren Umfang unterscheidet. Dem Wunsch des Verlages folgend sollte hier in seiner neuen Publikationsserie, in der bereits «Deutsche Erzähler», «Deutsche Märchen», «Deutsches Mittelalter» u. a. erschienen sind, eine Art Hausbuch des Volksliedes, so etwas wie ein neues «Wunderhorn» oder ein kleiner «Erk-Böhme» geschaffen werden (aus dem tatsächlich sehr viele Lieder geschöpft wurden), wobei aber die Liedüberlieferung bis zur Gegenwart miterfasst werden sollte. Allerdings handelt es sich dem Konzept der Reihe gemäss um keine wissenschaftliche Publikation. Da aber einer der führenden westdeutschen Volksliedforscher als Hrsg. verantwortlich zeichnet, dürfen wir das Buch vielleicht doch nicht mit wenigen Zeilen als eine weitere Anthologie verbuchen und zur Tagesordnung übergehen. – Klusen hat mit Bedacht Abschied genommen vom Volksliedbegriff und nennt seine Sammlung «Deutsche Lieder». Ziel der Ausgabe ist eine breitangelegte Dokumentation all dessen, was die Menschen von 980 bis 1980 zum Singen bewegt hat. So breit wie die angestrebte Auswahl ist die vorangestellte Definition von Klusens Liedbegriff: «Als Lied sollen alle Gebilde gelten, die einen relativ kurzen, strophenmässig geteilten Text übersichtlich durch Reimschema und Versfuss gliedern und deren lyrischer und epischer Inhalt singend dargestellt wird» (S. VI). Eine solche offene

Definition lässt dem Hrsg. tatsächlich einen breiten Spielraum. Die aufgenommenen Lieder brauchten sich nicht durch besondere Schönheit, hohes Alter, anonyme Verfasser und schriftlose Verbreitung auszuzeichnen, sie sollten lediglich dem laienmässigen Singen angehören, sie sollten irgendwo und irgendwann in einer Gruppe einmal gehandhabt worden sein als «nützliche, versammelnde, verehrungswürdige Gegenstände, und zwar unabhängig von ihrer ästhetischen Qualität, ihrem Alter, ihrer allgemeinen Verbreitung» (S. XXXIX). Das Vorwort, aus dem diese Zitate stammen, setzt sich mit allgemeinen anthropologischen Fragen des Singens auseinander und bietet auf 41 Seiten eine kondensierte Einführung in Klusens Liedtheorie. Es ist die reife Summe eines 50 Jahre währenden «Umgangs mit dem Lied» und gehört zweifellos zum Besten, was in jüngster Zeit über die Probleme der Liedüberlieferung geschrieben worden ist.

Die nachfolgende Sammlung von Texten und Melodien versucht, möglichst vielen Ansprüchen gerecht zu werden. Um die Lieder nicht in zu enge Schubkästen zu zwängen, wird eine weite thematische Gliederung mit folgenden Überschriften gewählt: Tag und Jahr; Heimat und Fremde; Du und ich; Menschen und Mächte; Kinder; Lachen tanzen trinken; Gott und die Welt. Innerhalb dieser sieben Abschnitte sind die einzelnen Lieder nach chronologischen Gesichtspunkten angeordnet. Sie bleiben dort zunächst ohne Quellenangaben und Kommentierung. Der Blick in den als Anhang wiedergegebenen Kommentar wird den Fachmann allerdings etwas enttäuschen. Hier werden die Lieder für unsere Begriffe leider allzu knapp behandelt. Im Vorwort bezeichnet Klusen die Frage «wer überliefert aus welchen Gründen was an wen?» (S. XXXIV) als die zentrale Frage des Wissenschaftlers an das Lied. Die Einzelkommentare indes bleiben die Antwort auf genau diese Frage weitgehend schuldig. Der Benutzer wird mit dem Text allein gelassen, der Kontext fehlt. Jedes Lied weist doch seine spezifische Überlieferungsgeschichte auf, eine Bedeutung, die der Liedforscher offenlegen kann, beim traditionellen Volkslied insbesondere die landschaftliche Bindung, die Bindung an Sänger und Aufzeichner. Der hier allzu häufig auftretende pauschale Quellenhinweis «T u M trad 17. Jh.» o.ä. beraubt die Lieder ihrer – vor allem regionalen – Bindungen und macht sie vogelfrei, allorts verfügbar. Genau das sollte man den mit so viel Sorgfalt ausgewählten Zeugnissen aus 1000 Jahren deutschsprachiger Liedtradition aber nicht antun. Hier sollte der Hrsg. gegenüber dem Verlag bei einer zweiten Auflage auf noch mehr Raum für eine adäquate raumzeitliche Zuordnung und Kommentierung der Lieder bestehen. Erst dann kann auch der Wissenschaftler diese Ausgabe voll als editorische Meisterleistung würdigen.

Rolf Wilh. Brednich

Lied- und Erzählgut der Resi Klemm aus Almáskamarás im ungarischen Banat. Vier Langspielplatten mit Textheft. Authentische Tonaufnahmen 1952–1961, gesammelt und hrsg. von *Johannes Künzig* und *Waltraut Werner-Künzig*. Lied-Transkriptionen u.-Kommentare: *Gottfried Habenicht*. Kommentare zu den Erzählungen: *Michael Belgrader*. Freiburg, Institut für ostdeutsche Volkskunde, Im Oberfeld 10, 1980. Textheft: 120 S., Abb., Notenbeispiele. (Quellen deutscher Volkskunde, 11).

Almáskamarás ist die 1849 gegründete Tochttersiedlung des ungarndeutschen Dorfes Elek im ungarischen Banat. Beide Dörfer sind in der Volkskunde seit J. Künzigs Aufsatz über «Urheimat und Kolonistendorf» von 1956 bekannt. Damals gab Künzig ein methodisches Beispiel für die gegenseitige volkskundliche Aufhellung von binnendeutscher und südosteuropäischer Überlieferungssituation. Elek war 1724 von mainfränkischen Gebiet aus besiedelt worden, und im Vergleich mit dieser «Urheimat», die zugleich Künzigs Heimat ist, erwies sich das Banater Dorf als ein wahrer «Hort altfränkischer Überlieferung»: «der volkskundliche Fundus der Auswanderungszeit... ist in vielem bis auf unsere Tage... in hohem

Masse bewahrt worden». Künzig führte diesen Nachweis über die Zusammenhänge, indem er die 156 von ihm gesammelten Lieder mit den älteren Niederschriften aus Ostfranken verglich, wobei er besonders bei den Balladen engste Übereinstimmungen aufzeigen konnte. Der Aufsatz von 1956 wurde mit Recht der Begleitveröffentlichung der neuen Schallplattenkassette des Freiburger Instituts für ostdeutsche Volkskunde als Einführung vorangestellt. Schon in diesem älteren Aufsatz war die Erzählerin und Sängerin Resi Klemm als «Kronzeugin alter Überlieferung» angeführt worden. Beinahe 30 Jahre später werden jetzt die 1952 in einem Odenwalddorf aufgezeichneten Tonaufnahmen Künzigs als muster-gültige Edition zugänglich. Die «Resi-Näni» war zum Zeitpunkt der Aufnahmen bereits 74 Jahre alt, sie hat Künzig nicht nur ihr gesamtes Liedrepertoire an Balladen, Liebesliedern, Soldatenliedern und geistlichen Liedern vorgesungen, sondern sie erwies sich auch als ausgezeichnete Erzählerin mit einem bemerkenswerten Schatz an Novellenmärchen und Schwänken, die in ihrer Überlieferung teilweise auf eine vorgrimmische Traditionsstufe zurückverweisen (wie auch die Lieder in die Periode vor dem Erscheinen von «Des Knaben Wunderhorn» datiert werden können). Auf den vier Langspielplatten sind von diesen Tonaufnahmen 18 Lieder und 12 Erzähltexte veröffentlicht. Bei den Liedern ruht das Schwergewicht auf den wertvollen Balladen, die Resi Klemm in selten anzutreffender Vielfalt und Überlieferungstreue sowie mit einer ausgeprägten Neigung für einen episch geprägten Singstil (Habenicht) darzubieten vermochte. Sie singt u. a. die Balladen Der eifersüchtige Knabe (Nr. 3), Der grausame Bruder (Nr. 8), Die Liebesprobe (Nr. 10), Der Nachtjäger (Nr. 11), Der Wirtin Töchterlein (Nr. 12), Der Bettelmann aus Ungarn (Nr. 17) und Die stolze Müllerin (Nr. 18), dazu jeweils zwei Varianten der Balladentypen Graf und Nonne (Nr. 1/2) und Der Mädchenmörder (Nr. 5/6), die von der Sängerin als eigenständige Lieder aufgefasst werden. G. Habenicht besorgte mit der gewohnten Akribie die Transkription und Kommentierung der Lieder. Auf beiden Gebieten hat er wiederum Vortreffliches geleistet: mit der Berücksichtigung aller musikalischen Strophenvarianten und der Heranziehung sämtlicher für das Verständnis der Tonaufnahmen wichtigen Parallelüberlieferungen hat er die brillante Editionstechnik der Serie «Quellen deutscher Volkskunde» auf dem Niveau fortgesetzt, das sie mit den vorausgegangenen Kassetten «Volkslieder aus Deutsch-Mokra» und «Liebeslieder vom Böhmerwald zur Wolga» erreicht hatte. Der Fortschritt wird auch im Vergleich zu älteren Editionen aus dem gleichen Hause deutlich: Die Aufnahmen Nr. 5, 6, 7 und 12 waren bereits in der 1969 erschienenen Balladen-Kassette enthalten und von H. Braun und D.-R. Moser kommentiert worden. Habenichts Kommentierung enthält sich im Gegensatz zu der erwähnten weitgehend der Spekulation, sie ist wohltuend sachlich, dabei in der Verarbeitung aktueller Forschungsergebnisse eher noch intensiver. Eine besondere Bereicherung der Edition stellen die 12 Erzähltexte dar, die die Doppelbegabung von Resi Klemm als Sängerin und Erzählerin veranschaulichen. Die Transkription dieser Aufnahmen erfolgte zweispaltig in phonetisch getreuer Schreibweise der Mundart und in hochdeutscher Übertragung. Michael Belgrader hat die Texte sachkundig kommentiert und hat durch eine Fülle von weiterführender Literatur die Bezüge der Aufnahmen zur europäischen Erzähltradition hergestellt. Aus diesem zweiten Teil der Kassette wollen wir lediglich die Aufzeichnungen von Der starke Hans und der Riese (Tapferes Schneiderlein, Nr. 1), eine eigenartige Unibos-Variante (Nr. 5), den Doktor Allwissend (Nr. 10) und den Alten Hildebrand (Nr. 11) als besonders gut erzählt hervorheben. – Die Editionen aus dem Institut für ostdeutsche Volkskunde sind inzwischen ein fester und unverzichtbarer Bestandteil volkskundlicher Lehr- und Forschungstätigkeit geworden. Möge es den Herausgebern vergönnt sein, den vorliegenden 11 Kassettengeräten noch viele weitere an die Seite zu stellen. Der Beifall der Fachwelt dürfte ihnen sicher sein.

Rolf Wilh. Brednich



Volkskunst. Zeitschrift für volkstümliche Sachkultur. Redaktion *Gertrud Benker*. Erscheint vierteljährlich; zusammen etwa 268 S. mit zahlreichen Abb.

Die Zeitschrift erscheint seit 1978. Als Leitmotiv gab der Verlag im ersten Heft an: «Die Zeitschrift will die Tradition pflegen und so mithelfen, dass altes, bisher vielleicht geringgeschätztes Volksgut nicht verschleudert wird». Glücklicherweise hat die Herausgeberin dieses Prinzip nicht stur durchgeführt, sonst würde sich die Zeitschrift durch nichts von einer «Heimatspflege» oder ähnlichen Publikation unterscheiden und wäre ein eher «altertümelnd-bewahrendes» Publikationsorgan. Und gerade das ist sie wirklich nicht. Zwar liegen ihr theoretische – und meist unerquickliche und zu nichts (ausser zur Eigenbefriedigung des Autors) führende – Diskussionen über Begriff, Sinn und Wert der Volkskunst nicht: hoffentlich bleibt es dabei, weil das Gezänke um Volkskunst, Volkskunde, europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, empirische Kulturwissenschaft und ähnliches dem Laien oft unverständlichen Wortbildungen (rührend: als ob mit einem neuen Wort auch der geistige Gehalt ändern würde!) nicht ihren Intentionen entspricht, die doch mehr dem interessierten Praktiker und dem aufgeschlossenen Laien eine erfreuliche, anregende und dabei wissenschaftlich zuverlässige und hochstehende Lektüre bieten wollen.

Es gab bisher nur *eine* wirklich ausgezeichnete Volkskunstzeitschrift: die von Aleksander Jackowski in Warschau mit grossem Feinsinn geleitete «Polska Sztuka Ludowa», die aber auf polnische Volkskunst beschränkt bleibt und im Westen wenig bekannt ist (sie hat erst vor einigen Jahren angefangen, Zusammenfassungen in westlichen Sprachen beizulegen). «Volkskunst» füllt hier eine wirkliche Lücke aus, um so mehr, als sie in ihren Beiträgen über den deutschsprachigen Bereich hinausgeht und auch andere Länder (vor allem Ungarn) berücksichtigt. Auch die Autoren stammen aus verschiedenen Ländern. Jedes Heft bringt einen «Hauptteil» mit Aufsätzen, die mehr oder weniger ein gemeinsames Thema behandeln, so etwa Möbel, Tracht, Keramik, religiöse Volkskunst, Schmuck, Stickereien, Flurdenkmäler, Ikonographie, Spielzeug, Glaswaren, Musikinstrumente, Metallarbeiten. Auch für die folgenden Jahre sind solche geschlossenen Themen geplant. Das setzt von seiten der Redaktorin grosse Umsicht und Sachkenntnis voraus und erfordert reichlich Mühe und Zeit; aber die Arbeit lohnt sich, und man darf ihr dafür volle Anerkennung und Dank wissen. Neben dem «Hauptteil» enthält jedes Heft auch Mitteilungen über «Aktivitäten» (meist aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, mit gelegentlichen Ausblicken in östliche Länder): Museumsberichte, Ausstellungen, Auktionen, Neuerscheinungen. Ein Besprechungssteil mit einschlägigen Büchern zum Thema Volkskunst macht den Beschluss.

Wildhaber

*Niko Kuret*, Jaslice na Slovenskem. Kulturnozgodovinski in narodopisni oris [Weihnachtskrippe bei den Slovenen. Ein kulturhistorischer und volkskundlicher Umriss]. Ljubljana, Družina, 1981. 288 S., 254 teilweise farbige Abb. Deutsche Zusammenfassung und Bildlegenden.

Zu den verschiedenen Krippenwerken der letzten Jahre, die jeweils ein ganzes Land oder eine grössere Gegend behandeln, gesellt sich nun auch das schöne Buch von Niko Kuret über Slovenien. Er geht weniger vom ästhetischen oder religiösen Gesichtspunkt an seine Aufgabe heran – und wir sind ihm dankbar dafür – sondern vielmehr vom historischen und funktionellen oder sagen wir vom kulturhistorischen. Zunächst gibt er uns einen Überblick über die Geschichte der Krippe in den verschiedensten Ländern; damit will er zugleich die Lücke in Rudolf Berliners grossem Krippenbuch (München 1955) füllen, in dem die Krippe in den slavischen Ländern zu kurz dargestellt wird. Kuret beginnt seine Behandlung der Kirchenkrippe in Slovenien mit einer Übersicht über die bildlichen Darstellungen von Christi Geburt, seien es nun Miniaturen, Drucke, Fresken oder Tafel-

malereien. Von wesentlicher Bedeutung für uns sind seine Angaben über die eigentlichen Krippen in Slovenien. Als Initiator der Weihnachtskrippe in Ljubljana nennt die Jesuitenchronik 1644 den Bruder Kilian Hampl aus Heisingen, aber Berichte über weitere Krippen gibt es erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an. Bestellungen von Krippenfiguren aus dem Ausland, vor allem aus dem Tirol, aber auch aus München und dem Grödnertal, sind von 1882 an nachzuweisen. Bei den bürgerlichen Krippen gab es Kastenkrippen, Bühnenkrippen, Freikrippen; sie wurden häufig von Deutschland eingeführt; es gab aber auch einige einheimische Schnitzer (es ist mir leider nicht gelungen, bei einem solchen in Kamnik Figuren für das Basler Museum zu kaufen). Für slovenische Hauskrippen wurden die Papierfiguren wichtig; 1921 wurde in Ljubljana eine ganze Serie von Krippenbilderbogen des bekannten Malers Maksim Gaspari gedruckt. In Frauenklöstern schufen begabte Nonnen Wachs-Jesulein und Glaskastenkrippen.

Ein ausführliches Kapitel widmet Kuret einer Frage, die in Krippenbüchern wenig gestellt und behandelt wird: dem Standort der Krippe im Haus; es kann der Herrgottswinkel sein, eine Kommode oder ein eigens dafür hergerichteter Tischlein. Mit dem Aufkommen des Weihnachtsbaumes fand die Krippe ihren Platz unter dem Baum. Die Erbauung der häuslichen Krippe, die Schnitzer der Figuren und die Verfertiger der hausgemachten Tonfiguren werden breit dargestellt und mit einer ganz erstaunlichen Zahl von Abbildungen belegt (die leider technisch nicht immer einwandfrei sind, was wohl durch die Qualität der älteren Photovorlagen bedingt ist). Eine slovenische Eigenart sind die den Krippen vorgehängten Antependien, gestickt oder später dann meist aus Papier, im Heimgewerbe hergestellt. (Das Basler Museum hat solche Antependien durch Vermittlung von Niko Kuret erwerben können.)

Wildhaber

*Franz Simon*, Bäuerliche Bauten und Geräte. Südburgenland und Grenzgebiete. Ein volkskundliches Bilderbuch zur Ergänzung und Erweiterung des 1971 herausgebrachten Werkes «Bäuerliche Bauten im Südburgenland». A-7432 Oberstulzen/Burgenland, Selbstverlag, 1981. 539 S., 247 Taf., 220 Zeichnungen.

Das in jeder Hinsicht gewichtige Werk (Querformat 41,5 × 33 cm, 5 kg) umfasst eine sehr urtümliche Landschaft im östlichsten Teile Österreichs. Noch vor wenigen Jahrzehnten, als das Burgenland an Österreich angeschlossen wurde, waren etliche Dörfer nur über Ackerwege erreichbar und zu bestimmten Jahreszeiten völlig abgeschnitten. Geradezu umstürzend erfolgten Neuerungen auf allen Gebieten. Rechtzeitig hat der Verfasser unter grossen Opfern ein privates Museum eingerichtet, dessen Inhalt er mit zusätzlichen Aufnahmen aus den Umgebungslandschaften in vorbildlichen Zeichnungen, die zu gründlichem Betrachten zwingen, festhält. Das Buch ist im Selbstverlag erschienen, daher zu einem Bruchteil des hierfür zu errechnenden Buchhandelspreises erhältlich und unmittelbar beim Autor zu bestellen.

Karl Haiding

Altes Handwerkgerät. Hrsg. von *Dieter Pesch*. Köln, Rheinland-Verlag; in Kommission: Bonn, Rudolf Habelt, 1981. 224 S., zahlreiche farbige u. schwarz-weiß Abb. (Werken und Wohnen, 15 = Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums und Landesmuseums für Volkskunde in Kommern, 20). – Eine vorbildlich schöne, hervorragend illustrierte und auch textlich ausgezeichnete Begleitpublikation zu einer Ausstellung im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern. Sie zeigt in tadellosen Abbildungen das Werkzeug von 23 Berufen; der Museumsmann wird es ohne weiteres zur Bestimmung von Handwerksgewerken benutzen können; denn während bei Bernts Buch doch mehr das «schöne» Werkzeug im Vordergrund stand, geht es hier erfreulicherweise einfach um die Funktion, nicht um die Ästhetik und den Antiquitätenwert. Dargestellt sind die Berufe mit jeweiligen Angaben über die bei ihnen verwendeten Techniken und

Werkzeuge; die Produkte werden höchstens nebenbei gezeigt; sie sind nirgends Hauptzweck. Manchmal werden Arbeitsvorgänge anschaulich im Bild vorgeführt. Neben Abbildungen von neueren Werkstätten und von Meistern ihres Handwerks enthält das Buch auch Reproduktionen aus Denis Diderot, Jost Ammann, Christoph Weigel, Comenius, Jan Joris van Vliet und aus dem Esslinger Bilderbogenwerk von «30 Werkstätten».

*Ottó Domonkos*, Blaudruckhandwerk in Ungarn. Budapest, Corvina Kiadó, 1981 (zu beziehen bei Erich Röth-Verlag, Kassel). 124 S. Text mit 44 Abb., 38 schwarzweisse Bilder, 47 blau gedruckte Muster, 37 Farbbilder auf Taf.

Neben den Büchern von Roman Reinfuss, *Polskie druki ludowe na plotnie* (Warschau 1953), Josef Vydra, *Der Blaudruck in der slowakischen Volkskunst* (Prag 1954; siehe Rez. SAVk 51, 1955, 143 f.) und M. Bachmann und G. Reitz, *Der Blaudruck* (Leipzig 1962) erscheint nun ein ganz vorzügliches Buch, geschrieben von einem Fachkenner, der sich schon durch eine grössere Zahl von Arbeiten auf diesem Gebiet einen Namen geschaffen hat. Abgesehen von seinem Inhalt zeichnet sich das Buch durch eine hervorragend schöne Ausstattung und eine einwandfreie, gute deutsche Übersetzung aus. Der Verfasser «bemühte sich um ein zusammenfassendes Bild vom Blaudruckgewerbe, einem Zunft Handwerk in Ungarn. Er beginnt deshalb mit der Entwicklung der Färberzünfte und ihrer Beziehungen untereinander; er verweist auf die Rolle der wandernden Gesellen bei der Vermittlung fachlicher Kenntnisse und beschreibt die Zentren der Modelherstellung und die Technologie des Blaudrucks besonders in den Kleinbetrieben. Die Blaudrucke fanden mannigfache Verwendung: als Kleiderstoff, für Röcke, Schürzen, Kopftücher, Halstücher, Arbeitskleidungen der Männer, Taschentücher, Bettwäsche, Kommoden- und Tischtücher, wobei die Hersteller in Schnitt und Ornament darauf Bedacht zu nehmen hatten, ob die Objekte für die ungarische Bevölkerung bestimmt waren oder für die Minderheiten der Deutschen, Slowaken, Kroaten, Serben und Sorben. Neben den technischen und sozialgeschichtlichen Ausführungen werden auch das «Mustergut», die Ornamentik – und damit die Druckstöcke – behandelt. Ein Schlusskapitel befasst sich mit dem Fortbestand und der Renaissance des Blaudrucks in unserer Zeit, wobei die Erfolge nicht den Erwartungen des Autors entsprachen: «Heute werden Blaudruckstoffe nur hier und da in kleinen Werkstätten und vor allem als Wohnraumtextilien hergestellt». Die älteste noch bestehende Blaudruckerwerkstatt auf ungarischem Boden, die Blaudruckerei Kluge in Pápa, konnte als Museum erhalten bleiben. Für seine Arbeit hat der Verfasser auf manche bisher ungenutzte Archivquellen zurückgegriffen; zu diesem Zweck hat er das Landesarchiv, Museumsbestände, Universitätsbibliotheken und Familienarchive durchstudiert. Man spürt es dem Buch durchwegs an, wie sehr ihm diese grosse historische Kenntnis und Vertrautheit zugutegekommen ist. Das Literaturverzeichnis ist reichhaltig und zuverlässig. Es findet sich auch eine Liste der befragten Gewährleute; meist sind es schon ältere Leute. Verdienstlich ist eine Zusammenstellung der vorkommenden Ortsnamen, wobei neben den deutschen die ungarischen Namen stehen, und bei den Orten, die nicht zum heutigen Ungarn gehören, sind die heute verwendeten offiziellen Ortsnamen verzeichnet. Die erfreulichen und tadellos gedruckten Abbildungen zeigen neben zahlreichen Beispielen von Blaudrucken auch Druckstöcke, Werkstatteinrichtungen, vor allem aber seien vermerkt die Aushängeschilder von Herbergen der Färbergesellen.

Wildhaber

Traditionelle Transportmethoden in Ostmitteleuropa. Hrsg. von *Attila Paládi-Kovács*. Budapest, MTA Néprajzi Kutatócsoport, 1981. 161 S., zahlreiche Abb. und Karten.

Der Band enthält die Vorträge, die auf einem internationalen Symposium in Sárospatak 1979 zum Thema gehalten wurden. Neben Vorwort, Eröffnungs-

ansprache und Schlusswort sind es 19 Aufsätze (15 in deutscher und 4 in englischer Sprache), wobei der Aufsatz von Alexander Fenton nicht hierher gehört, denn er bezieht sich auf Nord-Schottland, das man auch mit allergrösster Mühe nicht als «Ostmitteleuropa» (oder wie das offizielle Thema lautete: «Raum der Karpaten und des Balkan») zugehörig bezeichnen kann. Einige Aufsätze befassen sich ganz allgemein mit den traditionellen menschlichen Traggeräten, wie Sack, Doppelsack, Rucksack, Tragtuch, Tragtasche, Schultertuch, Kapuze, Gefässe und Körbe aller Art, Rückentraggeräte, Sacktrage, Heubogen, Schulterjoch, Hakenstöcke, Tragen auf dem Kopf, so: Béla Gunda (vergleichender Überblick über Balkan und Karpaten), Zygmunt Klodnicki (polnische Karpaten), Ion Vlăduțiu (Rumänien) und Ants Viires (Vergleiche mit dem Baltikum). Weitere Arbeiten beschränken sich auf ein Spezialgebiet, so Danuta Tylkowa (Wassertransport in den polnischen Karpaten), László Timaffy (vor allem Fischtransport in einer ungarischen Wasserlandschaft), Attila Paládi-Kovács (Wassertragjoche im Karpatenbecken, mit Betonung des sprachlichen Aspekts. Nebenbei: etwas peinlich wirkt Paládi's Angabe, dass Graubünden zu Deutschland gehöre. Abgesehen davon stimmt Graubünden in dem von Paládi erwähnten Zusammenhang mit Norditalien überein). Auf ein interessantes Gebiet geht Magdaléna Paríková ein; sie äussert sich «zu den bisherigen Ergebnissen des ethnographischen Studiums von Lastentragen und Verkehr in der Slowakei»; anhand von fünf vorzüglichen Karten erläutert sie die Verwendbarkeit von Fragen für die Aufzeichnung in einem Atlas; drei Grundbereiche wurden für den slowakischen Atlas ausgewählt: Lastentragen durch menschliche Kraft (Tuch, Tischtuch, Band, Korb), Verkehrsmittel und Wassertransport. Lili Peneva-Vincze geht bei ihrer Behandlung des Warentransports in Bulgarien auf die Verkehrswege zu Wasser und zu Lande und auf die Sondergruppe von Männern, die den Transport durchführen, ein (Fuhrleute, ihre Organisation und ihr Brauchtum). Der Titel des Beitrags von Ludvík Baran lautet: «Wege und Gehsteige in den Westkarpaten als Verkehrsmittel des volkstümlichen Transportes»; er hat kaum etwas mit dem angegebenen Thema zu tun, sondern es geht um teilweise eigenartige Formen des Transportes (er ist geschrieben in einem Deutsch, das über das normale Mass voller Fehler ist). Einige Aufsätze behandeln Karren, Wagen oder Kutschen, so Imre Dankó bulgarische Karren in den Rhodopen), Nikolay Kolev (technologische Untersuchung eines Wagenteils in Nordbulgarien; Kolev verwendet hiefür das Dialektwort «Leuchse» für Leiste; eine schöne Photo aus seinem abgelegenen, altertümlichen Heimatdorf Strachilovo), László Keszi-Kovács (Leistenwagen im Karpatenbecken), Erzsébet Kóczián-Szentpéteri (Organisation und Zünfte der Kutschenmacher in Ungarn). Vereinzelt stehen die Themen von Sándor Bodó (Jochformen in Mitteleuropa), László Földes (Typologie und Entwicklung der Pferdegebisse bei den Ungarn), Imre Gráfik (Treideln mit Menschen und mit Pferden auf ungarischen Flüssen; Organisation der schiffschleppenden Fuhrleute), Gábor Barna (Rolle der Flösserei, meist mit Salz und Holz, auf der Theiss und auf der Hármas-Körös). – Den meisten Aufsätzen sind gute und interessante Photos und Zeichnungen beigegeben; hervorgehoben seien diejenigen von Klodnicki und ganz besonders von Béla Gunda, der auf seinen vielen Forschungsfahrten eine Unmenge von beispielhaften Aufnahmen zusammengetragen hat. Wildhaber

*Max Gschwend*, Die Bauernhäuser des Kantons Tessin. Bd. 2: Hausformen, Siedlungen. La casa rurale nel Canton Ticino. Vol. 2: Forme di casa, insediamenti. Basel, Verlag G. Krebs; Bonn, R. Habelt Verlag, 1982. 384 S., 952 Abb. und Karten, 2 Farbtafeln (Die Bauernhäuser der Schweiz, 5). Deutscher und italienischer Text.

Sechs Jahre nach Erscheinen des 1. Bandes des Bauernhauses des Kantons Tessin liegt nunmehr der 2., und nicht nur äusserlich gewichtigere Band vor, mit dem der Autor eine in Anbetracht der Möglichkeiten erschöpfende Übersicht



über Formwelt und Entwicklungsgeschichte von Haus und Hof im Tessin abgeschlossen hat. Da es sich heute im Tessin vorzugsweise um Mauerbauweise handelt, treten die Gefügeprobleme, wie sie besonders der Ständer- und Fachwerkbau stellt, zurück. So ist es auch vertretbar, dass die massstäblichen Zeichnungen (Grundrisse, Schnitte, Auf- und Seitenrisse) relativ klein abgebildet werden. Um so wichtiger sind die Fragen der Aufkammerung, von den einzelligen Bauten angefangen bis zu den langgestreckten Vielzweckbauten und Doppelhäusern und – was in der gebirgigen Landschaft immer eine grosse Rolle spielt – die vertikale Entwicklung der Häuser, einschliesslich der gestelzten Bauten und der Speicher. Die Untersuchungen sind bis in die Gegenwartsverhältnisse hinein geführt, behandeln also auch Veränderungen aus jüngster Zeit in ihren positiven und negativen Aspekten. Zusätzlich erhält der Band (S. 123–137) einen philologisch-sprachgeschichtlichen Beitrag von Rosanna Zeli, *La casa: parole e cose*. (Das Haus: Wörter und Sachen), der sich neben grundsätzlichen Erörterungen mit den Themen: Bezeichnungen für die Küche, mit *stüva* = heizbarer Raum in Beziehung zu den Bezeichnungen des Ofens sowie den Bedeutungen von *balcone* befasst, wobei jeweils Verbreitungskarten zu den Themen beigegeben werden. Vorlateinisches Sprachgut findet sich besonders bei Bauten untergeordneter Bedeutung, lateinisches und germanisches bei den Hauptbauten, wie Wohnhaus, Stall, Scheuer. *Ca* – Küche = identisch mit *ca* – Haus, zeigt die Übereinstimmung des Wohnraumes mit dem Feuerraum und verweist damit auf älteste Wohnverhältnisse. Zur Herkunftsfrage der Bezeichnung *pigna* (Ofen), die schon lange von der Sprachwissenschaft diskutiert wird, macht Zeli einen neuen Vorschlag, in dem sie auf vulglat. *pinnon-onis*, auf altitalienisch *pignon* (Garbenhaufen, Schutzmauer gegen die Strömung) und lombardisch *pigna* (Haufen, Beige) hinweist. Bei den Literaturangaben zu *stüva* wäre noch Joachim Hähnel, *Stube*, Münster 1975, hinzuzufügen. Zu dem Problem *cantér*, Dachpfette, und die Ableitung *vorlat. cantherius* und griechisch *kanthelios* wäre anzumerken, dass *kanthelios* Packesel bedeutet. Das würde gut zur Funktion der Pfettenhölzer passen, die gerade im Tessin sehr hohe Lasten zu tragen haben. Die *therio-* oder *anthropomorphe* Deutung von Bauhölzern ist einst allgemein verbreitet gewesen. Auf diesen wortgeschichtlichen Beitrag folgt eine ausführliche Untersuchung der Vielzweck- und Wirtschaftsbauten in Zusammenhang mit den ehemaligen Wirtschaftsformen. Das Haus wird hierbei in die ganze Breite seiner Bezugssysteme gestellt, so dass auch Trockengestelle, Dreschplätze, Speicher, Gerstenstampfen, Getreidemühlen (Flodermühlen), Backöfen (mit Darstellung der Arbeitsvorgänge), die Kastenienkultur, der Weinbau, die Ölgewinnung usw. berücksichtigt werden. Die Zweisprachigkeit der Veröffentlichung ist auch aus grundsätzlichen Erwägungen wertvoll, weil sie die Überlegungen zur Festlegung einer allgemein verbindlichen Terminologie der Hausforschung über Sprachgrenzen hinweg fördert.

Torsten Gebhard

Lidová stavební kultura v československých karpatech/Die Volksbauten in den tschechoslovakischen Karpaten. Redaktion *Václav Frolec*. Brno, Nakladatelství Blok, 1981. 371 S., 183 Abb. (Lidová kultura a současnost, 7).

Dieser Band publiziert eine Reihe von Referaten, die zwei Jahre zuvor auf einer internationalen ethnographischen Tagung in Strážnice gehalten wurden. Ihrem Inhalt nach reichen diese vom Frühmittelalter (9.–10. Jahrhundert) bis in die Gegenwart, von der konstruktiven Eigenart karpatischer Häuser bis zur Gestaltung deren Innenräume. So behandelt S. Kovačevićová in ihrem Beitrag über «Baumaterial, Bautechnik, Wand- und Dachstuhlkonstruktion des Wohnhauses in der Slowakei» die regional unterschiedlichen Wandausbildungen der dortigen Bauernhäuser (Blockbau in den Karpaten, Lehm- oder Kalkbau in der südlichen, Kalk- oder Sandsteinbau in der mittleren Slowakei), wie sie für die beiden letzten

Jahrhunderte charakteristisch waren, beschreibt die darauf zurückzuführenden Dachkonstruktionen (Scherenstühle in Blockhäusern, Firstsäulen in Lehmhäusern, Sparren in Steinhäusern) und belegt das ständige Vordrängen des Bauens mit luftgetrocknetem Lehmstein in das Blockbauggebiet auf Grund der theresianischen Verordnungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, ein Prozess, der schliesslich in der Gegenwart in der vollen Durchsetzung des Steinbaues seinen Abschluss findet. Thematisch in diesem Zusammenhang zu stellen sind auch die Ausführungen anderer Autoren (S. Horváth, E. Pančuhová, J. Langer, O. Máčel) vornehmlich zur Frage der Aufstockung der Gebäude, wie sie für bestimmte slovakische Landschaften bezeichnend ist, hier meist ausgelöst durch den Zusammenbau mit dem zweistöckigen Speicher sowie bedingt in der wirtschaftlich günstigen Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wobei mit dem so gewonnenen Oberstock zunächst weniger wohnkulturelle als vielmehr ökonomische Bedürfnisse befriedigt wurden. Gegenstand weiterer Beiträge (J. Botik, V. Valentová, J. Langer, J. Turzo, J. Olejník) sind Eigenart und Funktion der Innenräume, die Familie als ein «determinierender Faktor» bei deren Gestaltung, die Entwicklung der offenen Feuerstelle zum Kochofen oder der noch immer lebendige Brauch der Kultecke in den Waldgebieten der Tatra. Von Interesse in volkskünstlerischer Hinsicht sind dabei insbesondere die Ausführungen R. Jeřábeks zu den «Volkstümlichen Wandgemälden im Karpatengebiet», bei denen er zwei landschaftliche Gruppen unterscheidet: geometrische Muster im Berg- und Hügelland sowie vegetabilische Ornamente im Flachland, Schmuckformen, die zwar auch an den Aussenwänden, vor allem aber in der Nähe der Feuerstelle angetroffen werden. Darlegungen ausländischer Kongress Teilnehmer zu Bauformen im rumänischen bzw. bulgarischen Karpatenraum (N. Dunăre, G. Georgieva) ergänzen das Bild der Volksarchitektur dieser Gebirgslandschaft. Insgesamt gesehen bietet somit diese Veröffentlichung nicht nur interessantes Faktenmaterial, sondern belegt zugleich die komplexe Fragestellung der gegenwärtigen hauskundlichen Forschung in der ČSSR. Karl Baumgarten

*Nancy-Lou Gellermann Patterson*, Swiss-German and Dutch-German Mennonite traditional art in the Waterloo region, Ontario. Ottawa, National Museums of Canada, 1979. III, 210 S., 130 Abb. (National Museum of Man, Mercury Series, Canadian Centre for Folk Culture Studies, 27).

Die Mennoniten sind in letzter Zeit stärker in das Blickfeld der Betrachtung gerückt, vor allem durch das Forschungsprojekt und die Arbeiten von Rolf W. Brednich. In der vorliegenden Studie von Nancy-Lou Gellermann Patterson werden die deutschschweizerischen Mennoniten (Pennsylvania Germans) in ihren Volkskunst-Äusserungen den Dutch-German Mennoniten (Russian Mennonites) gegenübergestellt und auf ihre ihnen wesentlichen Eigenheiten überprüft. Die charakteristischen Merkmale für die Mennoniten deutschschweizerischer Abstammung werden als «rural and traditional» bezeichnet, während sie bei den Dutch-Germans «urban and formal» lauten. Diese Züge werden für einige Volkskunsthfelder – zu einem grossen Teil Arbeiten von Frauen – herausgearbeitet, wie etwa «quilts», «floor coverings», «needlework», «wood» (Männer) und «ornamental cooking». Zur Hauptsache handelt es sich hier noch um zu Hause gemachte Objekte für den Eigenbedarf – also um das, was Alois Riegl als Hausfleiss bezeichnete – aber auch als Geschenke für die Familie und Freunde und ebenfalls für den Verkauf an Basaren und Märkten, die zugunsten der religiösen Gemeinden und für kirchliche Zwecke veranstaltet werden (auch heute noch). Die Verfasserin hat mit den meisten dieser «Volkskünstler» selbst gesprochen und sich eingehend über ihre Arbeiten und ihre Umwelt erkundigt. Darin liegt ein ganz wesentlicher Wert der Abhandlung. Sie gibt am Schluss auch längere Listen der Biographien von allen ihren Informanten aus beiden Denominationen und eine ausführliche Bibliographie zum Thema. Wildhaber

*Paul Petrescu; Georgeta Stoica*, *Arta populară românească*. Bukarest, Editura Meridiane, 1981. 147 S., 132 Taf. mit schwarzweissen und farbigen Abb., Zeichnungen im Text. Englische und französische Zusammenfassungen.

Zu den mehrfachen Büchern über rumänische Volkskunst gesellt sich hier ein weiteres, das von zwei ausgewiesenen Fachleuten geschrieben wurde, die sich durch ihre Werke schon längst internationales Ansehen verschafft haben. Sie haben sich in die verschiedenen Kapitel des Buches geteilt; bei beiden ist der klare, sachliche Stil der Darstellung hervorzuheben. Ein wesentlicher Teil des Buches beruht auf der Wiedergabe von Photos von Objekten der Volkskunst. Diese sind gut ausgewogen und wohl überlegt ausgewählt. Leider lässt die drucktechnische Qualität ganz allgemein zu wünschen übrig. Dafür verdienen die sauberen Zeichnungen im Text volle Anerkennung. Soviel ich sehe, stammen die gezeigten Objekte alle aus rumänischen Volkskunde- und Freilichtmuseen. Die behandelten Gebiete betreffen Hausbau (Einteilung und Materialien: Lehmziegel, Stein, Holz), Feuerstätten (Herde und Öfen), Möbel (Hocker, Stühle mit geschnitzten Lehnen, Truhen), Kleingeräte aus Holz, Webereien (die prächtigen Teppiche von Oltenien) nach Regionen und ihren Besonderheiten aufgeteilt, Töpferei (Teller, Krüge, Spielzeugtiere), Metallarbeiten, Trachten (schöne Zeichnungen von Kopfbedeckungen), Ornamentik und Farbengebung. Erfreulicherweise wird zur Ornamentik festgestellt: «*motifs of ancient lore and culture..., whose specific meanings and symbols are now almost completely lost*». Speziell zu erwähnen ist die Bibliographie, die neben den Büchern der beiden Autoren eine Reihe ausgezeichneten Arbeiten über rumänische Volkskunst enthält: Tancred Bănăţeanu, Nicolae Dunăre, Nicolae Iorga, Cornel Irimie, George Oprescu, Barbu Slătineanu, Paul Stahl, Romulus Vuia. Man sieht, eine stattliche Reihe von Namen! Wildhaber

*Ion Vlăduţiu*, *Creatori populari contemporani din România* [Zeitgenössische Volkskünstler in Rumänien]. Bukarest, Editura Sport-Turism, 1981. 254 S., 129 schwarzweisse und farbige Abb. Zusammenfassungen in Deutsch, Englisch und Französisch.

Kurz nach seiner «*Ethnographie Rumâniens*» beschert uns Vlăduţiu bereits wieder ein schönes Buch, das einen bedeutsamen Beitrag zum Thema der «*Volkskunst*» darstellt. Es enthält zwei Teile. Im ersten Teil bietet der Autor eine eingehende ethnographische Untersuchung der Grundaspekte im Zusammenhang mit der Entwicklung der «*plastischen Volkskunst*» der Gegenwart: die Art und die Bedingungen des Schaffens, die Verwendung und der Verkauf der Erzeugnisse, die Organisation der Volkskünstler und die Einflüsse, die auf ihr Schaffen einwirken. Der zweite Teil schildert die Persönlichkeit und die Tätigkeit der bedeutendsten zeitgenössischen Volkskünstler in Rumänien in den Bereichen der Plastik. Darunter sind verstanden: Erzeugung von Holzgeräten, Textilien und Trachten, Lederstickerei, Töpferei, Metallbearbeitung, Knochen- und Hornschnitzerei, Steinbildhauerei, Herstellung von Masken. Von den 58 Kurzbiographien sollen besonders herausgehoben werden diejenigen von Stan Ion Pătraş († 1977) in Săpînţa in der Maramureş, der den dortigen «*fröhlichen Friedhof*» geschaffen hat, und vom Töpfer Constantin Colibaba von Rădăuţi mit seinen prächtigen Keramikerzeugnissen. In den Anmerkungen bietet Vlăduţiu einen Überblick nicht nur über die einschlägige Literatur in Rumänien, sondern auch über Titel aus den anderen Staaten in Ost- und Südosteuropa. Bei den Abbildungen finden sich erfreulicherweise auch zahlreiche Photos von Volkskünstlern.

Wildhaber

*Kurze Hinweise*

Heutige Wege der finnischen Dialektologie. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 1981. 189 S. – Der Herausgeber *Heikki Leskinen* orientiert in seiner Einleitung über den gegenwärtigen Stand und die Aufgaben der finnischen Dialektologie. Von den folgenden neun Aufsätzen verschiedener Autoren dürften drei nicht nur den spezialisierten Fachforscher interessieren, sondern auch für volkskundliche Fragestellungen von Bedeutung sein. Sie seien hier mit ihren Titeln angeführt: *Eero Kiviniemi*, Über die gegenwärtigen Perspektiven der finnischen Ortsnamenforschung (S. 29–46); *Heikki Leskinen*, Wie verschwindet ein Dialekt? Beobachtungen zur heutigen Umgangssprache der karelischen Umsiedler (S. 67–91); *Heikki Paunonen*, Anmerkungen zur Erforschung der Stadtdialekte in Finnland (S. 119–138).

*Milovan Gavazzi*, Die Mehrfamilien der europäischen Völker. *Ethnologia europaea* 11 (1979/80) 158–190. – Gavazzi vermeidet den Ausdruck «Grossfamilie», da er dem Wesen der behandelten Familienform weniger entspricht; er zieht die Bezeichnung «Mehrfamilie» vor. Der Reihe nach untersucht er, was sich an konkreten Angaben – oder gelegentlich auch nur an Andeutungen und Vermutungen – über alle Völker Europas beibringen lässt: Finnen, Esten, Letten, Litauer, Schweden, Norweger, Dänen, Iren, Franzosen, Deutsche, Basken, Italiener, Griechen, Sarakatsanen, Albaner, Süd-, Ost-, Westslaven, Rumänen, Ungarn. Er fasst die Ergebnisse zusammen, wobei er auf die Lücken der Forschung und die damit verbundenen Schwierigkeiten einer vergleichenden Betrachtung hinweist. Eine ausführliche Literaturliste beschliesst die überlegen durchgeführte Studie.

*Oskar Moser*, Zur frühen Verwendung der «Getreidewinde» in Steiermark und Kärnten. *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 1981, 55–107, 13 Abb. u. 2 Karten. – Oskar Moser gibt uns hier eine ausserordentlich gründliche Studie über die Getreidereinigungsmaschine oder, wie es kärntnerisch heisst, Getreidewinde (Wiegelmann schlägt als allgemeinen Fachterminus Kornfege vor). Auf Grund von sorgfältig durchgeführten Auswertungen des Inventarmaterials (und hierin liegt Mosers besondere Stärke) in Steiermark und Kärnten kann er frühere Angaben und die Geschichte dieses technischen Gerätes in den genannten österreichischen Gebieten wesentlich ergänzen. Es lässt sich hier seit 1690 nachweisen. Es kam z.B. im Seckauer Herrschaftsbereich durch Vermittlung der herrschaftlichen Amtleute sowie der ländlichen Gastwirte in Verwendung. Nach der Auswertung der Inventare geht Moser auf den Sachbefund ein; je nach der Konstruktion unterscheidet er verschiedene technologische Maschinen, die er anhand von ganz vorzüglichen Zeichnungen erläutert. Darauf soll an vier Beispielen die historische Ausgangslage in der Sachentwicklung dieser Fegemaschinen und deren typischen, regionalen Besonderheiten gezeigt werden. In seiner Zusammenfassung kommt Moser zum Schluss, dass mit drei noch aus dem 18. Jahrhundert stammenden Grundtypen auch die praktisch vorkommenden Varianten eingeordnet werden können. – Recht befremdlich erscheint, dass Moser die Haidingsche Sammlung im Landschaftsmuseum Trautenfels nur nebenbei (in der Anm. 4, S. 57) erwähnt, trotzdem er sie zweimal besichtigt hat, und dass er den Aufsatz von Karl Haiding «Windmühle und Putzmühle. Die Kornfege im Obersteirischen Bezirk Liezen» (in Festschrift Maresch, Wien 1979, 197–212), von dem er wusste, nirgends erwähnt.

*Hans-Herrmann Müller*, Bibliographie zur Archäo-Zoologie und Geschichte der Haustiere (1979–1980). DDR–108 Berlin, Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, 1981. 46 S. – Mit gewohnter Regelmässigkeit erscheint die von H.-H. Müller herausgegebene Bibliographie zur Archäo-Zoologie. Der Volks-



kundler wird immer einige sein Fach betreffende Hinweise finden. Diesmal seien mit Stichworten erwähnt: Domestikation (Jarman; Reed), Tieropfer (H.-H. Müller), Beinlöffel aus dem Mittelalter (Collin), Gerberwerkzeuge aus Knochen (Feustel), Fisch und Widder in Kunst und Kult (Maringer), Löwen und Mischwesen in der archaischen griechischen Kunst (P. Müller), Welt der Skythen (Rolle), Bein-Spielwürfel (Schmid), Peasant Animal Husbandry (Vincze).

*József Szabadfalvi*, A Megyaszói festett asztalosmunkák 1735- böi [Die bemalten Tischlerarbeiten von Megyaszó aus dem Jahre 1735]. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1980. 62 S. Text mit 17 Abb., 75 Abb. auf Taf. Deutsche und englische Zusammenfassungen. (Borsodi Kismonográfiák, 9). – Das Museum in Miskolc besitzt eine Sammlung von 60 Tafeln einer kirchlichen Kassettendecke; dazu kommen zehn Emporetafeln und die Kanzel. Es handelt sich bei allen diesen Objekten um bemalte Tischlerarbeiten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Einige wenige enthalten figürliche Darstellungen (unter anderem ein Einhorn), der Hauptteil aber zeigt Pflanzenornamentik. Der Verfasser würdigt die Technik und den volkskünstlerischen Wert dieser Arbeiten. – Zum Thema vergleiche man auch: Ilona R. Tombor, Alte ungarische Schreiner-Malereien, 15.–19. Jahrhundert (Budapest, Corvina Verlag, 1967).

*Gyula Viga*, Népi kecsketartás magyarországon [Zur Geschichte der Kleintierzucht. Die Ziegenzucht]. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1981. 147 S., 32 Abb. Deutsche und englische Zusammenfassungen. (Borsodi Kismonográfiák, 12). – Die Ziegenzucht hat nie eine bestimmende Rolle in der ungarischen Tierhaltung gespielt; je nach den geographischen Gegebenheiten ist die Art und Weise der Zucht unterschiedlich. Sie unterscheidet sich auch je nach der sozialen Stellung des Ziegenhalters. Die Ziegenzucht ist hauptsächlich eine Begleiterscheinung der Schafzucht. Es gab eigene Ziegenhirten, die aber immer besitzlose Leute waren und nie einer Hirtengesellschaft angehören konnten. Gehalten wurde die Ziege vor allem wegen der Milch, weniger wegen des Fleisches.

*Barbara Krader*, Vasil Stoin, Bulgarian folk song collector. *Yearbook of the International Folk Music Council* 1980 (publ. 1981) 27–42, 1 Photo. – Vasil Stoin (1880–1938) ist als einer der grossen Volksliedsammler der Welt bezeichnet worden; Barbara Krader schreibt von ihm (S. 38): «In the Balkans, Stoin's collections are unmatched for the quantity of melodies, for their musical and textual classifications» (heute müsste man wohl auch die modernen slovenischen Liedausgaben ähnlich bewerten). Mit einigen Mitarbeitern hat er 24 000 Volkslieder in fast allen Teilen von Bulgarien gesammelt (vor allem bei den Pomaken in den Rhodopen), er hat die Melodien klassifiziert und hat für hervorragende Publikationen gesorgt. Diese Publikationen werden nach Anlage und Inhalt ausführlich beschrieben; einzelne wurden erst nach seinem Tode ediert und mit Einleitungen versehen von Raina Katsarova (über sie: Barbara Krader, Raina D. Katsarova: a birthday appreciation and list of publications, in: *Ethnomusicology* 25, 1981, 287–294). Stoin hat auch ein Buch geschrieben über die Metrik und die Rhythmik der bulgarischen Volksmusik; dieses wurde 1956 vom bekannten Musikethnologen Stoyan Djudjev als Reprint herausgegeben, versehen mit einem modernen Kommentar. Die Würdigung Stoins beschliesst mit einer Bibliographie seiner Sammelwerke und Schriften und mit einer kleinen Aufzählung von Aufsätzen über sein Wirken.

*Elfriede Moser-Rath*, Die Fabel als rhetorisches Element in der katholischen Predigt der Barockzeit. In: *Die Fabel. Theorie, Geschichte und Rezeption einer Gattung*, hrsg. von Peter Hasubek (Berlin 1982) 59–75. – Der immer wieder gemachten Feststellung, es sei in der Zeit etwa von 1600 bis 1740 ein Niedergang der Gattung Fabel zu verzeichnen, begegnet Elfriede Moser-Rath mit einer erstaunlich grossen

Zahl von sachkundig ausgewählten Beispielen aus katholischen Barockpredigten. Für «Das Predigtexempel bei protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts» hatte dies schon Ernst H. Rehermann mustergültig getan. Es muss in diesem Zusammenhang auch an die «Predigtmärlein der Barockzeit» der Verfasserin und an Leonhard Intorps «Westfälische Barockpredigten in volkskundlicher Sicht» erinnert werden. Mit vorzüglichen Beispielen erläutert Frau Moser die Platzierung der Fabel innerhalb der Predigt: entweder als ein an den Anfang gestelltes rhetorisches Zierstück oder dann ins Zentrum gerückt und ihr exemplarische Funktion eingeräumt, so vor allem in den Osterpredigten. Die überzeugendsten Beispiele hierfür finden sich bei Andreas Strobl in seinem *Ovum Paschale Novum*. Gerne nimmt man die regestenhafte Aufzählung aller Beispiele, die in den drei Bänden des «Ovum...» vorkommen, zur Kenntnis, um so mehr als sie, wenn immer möglich, mit den AaTh-Nummern versehen sind.

Folklore and folklife research in Finland. Ethnological bibliography 1927–1934 and 1977–1979. Edited by *Päivi Heikkilä, Henni Ilomäki, Terttu Kaivola*. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seura, 1981. 142 S. (Studia Fennica, 25). – Schon im Band 23 der Studia Fennica hat die Finnische Literaturgesellschaft eine Bibliographie herausgebracht, die einesteils die Jahre der Gegenwart erfasste und andererseits die Lücken nach rückwärts zu schließen suchte. Das ist auch diesmal der Fall. Erfasst werden Bücher, Aufsätze und Buchbesprechungen, die von finnischen Autoren geschrieben wurden oder die mit Finnland zu tun haben (also auch Arbeiten und Buchbesprechungen von nicht-finnischen Autoren). Angeschlossen sind jeweils Sachregister (die englischen verweisen auf finnische Stichwörter) und kurze Register für Personen und Orte. Der erste Teil enthält 1418 Titel, der zweite 1070. Sie geben einen guten Einblick in die finnische volkskundliche Forschungsarbeit.

*Wolfgang Brückner*, «Volkskunde» kontra «Folklore» im Konversationslexikon seit 1887. *Festschrift der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main* (Wiesbaden, Franz Steiner Verlag, 1981) 73–84. – Erst beim Lesen dieses Aufsatzes wird man gewahr, ein wie unerhört interessantes und aufschlussreiches Bild über das Verständnis unseres Faches sich aus der Gegenüberstellung der verschiedenen Artikel in den verschiedenen Lexika gewinnen lässt. Ein Brockhaus-Supplementband von 1887 bringt erstmals einen Artikel zu Folk-Lore, der von R. Köhler und K. Weinhold stammen könnte. Man kann verfolgen, wie die beiden Stichwörter Folklore und Volkskunde wechseln und auch die Definitionen verschieden lauten, und vor allem auch welche übrigen Stichwörter, die zu diesem Thema gehören, auftauchen, von den verschiedenen Lexika übernommen werden und wieder verschwinden. So erscheint 1908 im Meyer das neue Stichwort Volkskunst mit einem Artikel von ganzer Spaltenlänge; der Brockhaus brachte 1895 Volksmedizin mit volkskundlichen Literaturangaben. In der Meyer-Ausgabe von 1912 sind die längsten Ausführungen zur Volkskunde vereinigt, die je ein Konversationslexikon abgedruckt hat. Für die schwierige Zeit von 1931 bis 1935 findet sich bei Herder eine wirklich informierende Volkskunde-Dokumentation, und dies zugleich von katholischer Seite, die immer gegenüber mythologischen und nationalistischen Bestrebungen zurückhaltend war.

*Christoph Gerhardt*, Kröte und Igel in schwankhafter Literatur des späten Mittelalters. *Medizinhistorisches Journal* (Gustav Fischer Verlag, Stuttgart) 16 (1981) 340–357. – Gerhardt behandelt zwei hervorragend gute Beispiele aus dem Quellenbereich der notischen Metaphorik in der mittelhochdeutschen Literatur. Im ersten geht es um die Kröte als Bild für die *vagina*; der zunächst unverständliche Vergleich wird erklärbar, wenn man an die Kröte als Bild der Gebärmutter und an die Votivkröte denkt. Den Ausgangspunkt bildet eine Stelle in der aus

dem 14. Jahrhundert stammenden Erzählung «Der weisse Rosendom». Das zweite Beispiel, das zur Symbolik des Igels führt, deutet eine Stelle aus Hans Rosenplüts Erzählung «Spiegel und Igel». Hier wird für *coire* die Umschreibung «den Igel stechen» gebraucht (Röhrichs Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten 1, 462f. hat diese Metapher nicht). Auch bei diesem Beispiel wäre ein Zusammenhang mit der Stachelkugel (dem Igel) als Motiv für Gebärmutterleiden sehr wohl möglich. (Es wäre auch die Igelhaut als slovenisches Maskenattribut, siehe SAVk 56, 1960, I, 40ff., unter diesem Aspekt neu zu sehen; denn als bloße Schutz- und Abwehrwaffe kämen ja noch manche andere Möglichkeiten in Betracht). Gerhardt möchte mit seiner Studie zeigen, dass «das volkstümlich-medizinisch-religiöse Brauchtum» für die Metaphernbildung nicht ausser acht gelassen werden sollte. Ein besonderer Hinweis gilt den Anmerkungen, die eine Fülle von interessanten Literaturverweisen enthalten.

*Leopold Kretzenbacher*, Die «Himmelsleiter» zur Sozialismus-Sonne. Zur politisch-tendenziösen Umprägung einer frühmittelalterlichen Bild-Idee in Bulgarien. *Südost-Forschungen* 40 (1981) 224–238, 5 Abb. auf Taf. – Kretzenbacher beschreibt einen höchst eindrücklichen und wirkungsvollen Fall der Verwendung der Himmelsleiter zur «Polit-Aussage», verständlich und sinnvoll nur dort, wo das ursprüngliche Bild noch wirksam im Bewusstsein weiter lebt. Es handelt sich um ein Plakat des bulgarischen Malers Ljudmil Čehlarov, geschaffen 1969 für eine Aufführung eines russischen Revolutionsstückes des Dichters Vladimir Majakowski. Das Plakat lehnt sich an die Himmelsleiter des Johannes Klimakor, an den steilen und schwierigen Weg zur Gottheit auf 30 Sprossen an, ein Thema, das gegen Ende des 12. Jahrhunderts auch im Hortus deliciarum der Nonne Herrad von Landsberg verwendet wurde. In rumänischen Holzschnitten wurde das Bild von der Himmelsleiter mit der Darstellung der Versuchungen und der Seligkeit des mühsam erreichten Zieles ebenfalls mehrfach dargestellt. Also, ein Beispiel für «Gegenwartsvolkskunde» unter Benutzung von «verfremdenden» historisch-religiösen Motiven.

*Hilde Lambrechts*, Noordbrabantse tijdschriften (1830–1960), «Taxandria» uitgezonderd. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1981. LIV, 450 S. (Nederlandse Volkskundige Bibliografie. Systematische Registers op Tijdschriften, Reekswerken en Gelegenheidsuitgaven, 32). – In der von Karel Peeters begonnenen und von Stefaan Top weitergeführten Reihe von belgisch-«niederländischen» Bibliographien – wohl dem umfassendsten Bibliographiewerk eines Landes – erscheint bereits der 32. Band. Er behandelt den Anteil Nordbrabants an der Pflege («beoefening») der Volkskunde. Wie üblich werden im Vorwort die einzelnen Zeitschriften mit ihren einzelnen Jahrgängen, den Redaktoren und Druckern vorgestellt, wobei die Zeitschrift «Taxandria» ausgeklammert und einem eigenen Band vorbehalten bleibt. Es ist auch so ein stattlicher Band mit 4033 Titeln (mit den Besprechungen zusammen sind es 4355). Autorenregister (für international bekannte Namen sei verwiesen auf W. Knippenberg, A. Weijnen und J.R.W. Sinninghe) und Sachregister finden sich am Schluss.

Die *Österreichische Ärztezeitung* widmet im ganzen Jahrgang 1982 (zweimal monatlich) ihre Titelblattbeiträge dem Thema Volksmedizin. In Nr. 1 vom 10. Januar gibt *Elfriede Grabner* hierzu eine Einführung in die Geschichte der volksmedizinischen Forschung vom Standpunkt der Volkskunde aus. Es befolgt eine Darstellung von *H. Wyklicky*, dem Vorstand des Instituts für Geschichte der Medizin der Universität Wien, über das Wirken des späteren Grazer Professors für Geschichte der Medizin, Viktor Fossel, der 1885 «Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark» schrieb (Nr. 2, 25. Jan.). Die weiteren Hefte enthalten kurze Aufsätze von Elfriede Grabner über «Das Fieber in der Volksvorstellung»

(Nr. 3, 10. Febr.), «Mondglaube und Mondkraft in der Volksmedizin» (Nr. 4, 25. Febr.), «Die Fraisen als Kinderkrankheit» (Nr. 5, 10. März), «Antoniusfeuer» (Nr. 6, 25. März), «Der 'Wurm' als Krankheitserklärung» (Nr. 7, 10. April), «'Drachenblut' als Heilmittel» (Nr. 8, 25. April), «Die 'Prognostica'» (Nr. 9, 10. Mai). Auf der Titelseite findet sich jeweils ein zum Thema passendes Farbbild, etwa ein Votivbild oder eine Darstellung aus einer mittelalterlichen Handschrift oder ein Ausschnitt aus dem Isenheimer Altar.

*Piroska Weiner*, Geschnittzte Lebkuchenmodel. Budapest, Corvina; Kassel, Erich Röth-Verlag, 1981. 56 S., 52 Abb. auf Taf. – 1964 erschien im Corvina-Verlag die erste Auflage dieses gefälligen Bändchens unter dem deutschen Titel «Geschnittzte Lebkuchenformen in Ungarn». Nun hat der Verlag eine zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage herausgebracht. Damit werden die ungarischen Model, wenigstens mit ausgewählten schönen Beispielen, vorgestellt. Piroska Weiner geht mit einer kurzen Beschreibung zunächst auf die Zunft der Lebkuchenhäcker ein, um dann die Modelschnitzer und ihre Schnitzkunst vorzuführen. Die Schnitzer waren meist die Lebkuchenhäcker selber; daneben gab es aber auch eigentliche Holzschnitzer. Ihre Vorbilder entnahmen sie der volkstümlichen Graphik und gelegentlich auch Medaillen. Wir lernen einige Schnitzer in verschiedenen ungarischen Städten, so z. B. Sopron und bei den Ungaren in Siebenbürgen, kennen, und wir werden bekannt mit der Schilderung und Kennzeichnung der abgebildeten Themen.

*Torsten Gebhard*, Das Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 45 (1982) 157–171. – Torsten Gebhard gibt hier einen Überblick über das Werden des «Akademie-Instituts», wie es aus praktischen Gründen im Gegensatz zum Münchner «Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde» an der Universität oft genannt wird. Das Akademie-Institut ist aus der seit 1937 beim Bayrischen Landesverein für Heimatpflege bestehenden Landesstelle für Volkskunde hervorgegangen. Es veröffentlicht das «Bayerische Jahrbuch für Volkskunde» und gibt die «Beiträge zur Volkstumsforschung» heraus. Die früher gelegentlich vom Institut durchgeführten wissenschaftlichen Filmaufnahmen mussten aus finanziellen Gründen aufgegeben werden. Weitere Forschungsgebiete erstrecken (oder erstreckten) sich auf «Volks Glaube Europas», «Das Bauernhaus in Bayern», «Trachtenkunde der bayerischen Gauen» und «Quellen und Studien zur musikalischen Volkstradition in Bayern». Mit diesem Bericht soll die Einordnung des Instituts «im System anderer wissenschaftlicher Einrichtungen des Staates» formuliert werden.

*Christoph Daxelmüller*, Bibliographie barocker Dissertationen zu Aberglaube und Brauch. *Jahrbuch für Volkskunde*, Teil I: 3 (1980) 194–238; Teil II: 4 (1981) 225–243. Schluss und Register folgen als Teil III: 5 (1982). – Daxelmüller bietet hier eine in mühsamer Arbeit zusammengetragene, einmalige und höchst verdienstliche Bibliographie akademischer Dissertationen, Traktate und Programmschriften des 17. und 18. Jahrhunderts, die mit ungefähr 1100 Titeln und 1000 Autorenvermerken die Gebiete umfassen soll, die auch heute noch (oder wieder) volkskundlich und kulturhistorisch relevant sind. Diese Bereiche sind in acht Kapitel eingeteilt: mundus daemonum (u. a. Alraune, Ewiger Jude, Rattenfänger von Hameln, Wechselbalg, Vampir, Werwolf), magia daemonica et naturalis (u. a. Dr. Faust, Hexenwesen, Wünschelrute), superstitio, mirabilia naturae (u. a. Basilisk, Drache, Einhorn, Phoenix), Brauch und Sitte (besonders ausführlich Ostern), Germanische Altertumskunde, Frömmigkeitsgeschichte (u. a. Mariologie, Wallfahrt, Exorzismus, Purgatorium) und soziale Randgruppen (Judaica, Zigeuner). Die Autorschaft der Thesenblätter bietet ein schwieriges bibliographisches Pro-



blem, weil sie sowohl die Namen des sogenannten Praeses als des Respondenten enthalten, die beide als Autor einer solchen Dissertationsschrift in Betracht kommen können. Daxelmüller hat sich dafür entschieden, die Dissertationen ausschliesslich unter dem Namen des Präses in der Literaturliste aufzuführen.

Österreichisches Freilichtmuseum. Protokoll über die Jahreshauptversammlung des «Österreichischen Freilichtmuseums» am 23. September 1981. A-8114 Stübing bei Graz, 1981. 79 S. Maschinenschrift. Zeichnungen. – Ich muss ehrlich gestehen, dass ich mich jedesmal freue, den Jahresbericht von Viktor Herbert Pöttler über sein Museum zu lesen. Er legt darin in höchst lebendiger Form Rechenschaft ab über die neuen Bauten – es sind unterdessen 71 Objekte – und über den gesamten Museumsbetrieb mit all seinen Problemen. Beherzigenswert, und besonders interessant für jeden Museumsmann – ist, was Pöttler über die «Abnützung der Museen durch Besucher» zu sagen weiss und leider auch sagen muss. Was er über sinnlose Beschädigungen und Diebstähle von einzelnen Besuchern und von ganzen Gruppen zu klagen hat, ist leider nur allzu wahr und den meisten Museumsdirektoren zur überdrüssigen Genüge bekannt. Gottseidank hat Pöttler den Mut, mit aller Klarheit auf diese Schwierigkeiten hinzuweisen und auch zu sagen: «Das 'lebende Museum' ist ein Nonsens und letztlich auch eine Unwahrhaftigkeit». Wie erfreulich sind solche offenen Worte! – Das Österreichische Freilichtmuseum hat auch einen neuen Führer herausgegeben: Viktor Herbert Pöttler, Das Rauchstubenhaus «Laarer» im österreichischen Freilichtmuseum. 1981. 32 S., 28 Abb. (Schriften und Führer, 8).

No ne Hampfle Müschterli. Anekdoten und Schwänke aus dem Baselbiet, gesammelt von *Eduard Strübin* und *Paul Suter*. Separatdruck aus «Baselbieter Heimatblätter», 1/2, 1982. (Liestal, Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale, 1982.) 52 S. – Wie die beiden Herausgeber bereits zu den Baselbieter Sagen eine «Nachlese» bieten konnten (Liestal 1978), ist ihnen dies erfreulicherweise auch zu den «Müschterli» gelungen. Und dazu ist es ein recht umfangreiches Heft geworden! Die Zählung der «Müschterli» schliesst an den grösseren Band an; sie geht von 726 bis 891. Gliederung des Stoffes und die Anmerkungen (die nützliches Material enthalten) sind an den Hauptband angeglichen. Die Nachernte enthält wieder einige ganz köstliche Geschichtchen; ein grosser Teil ist im Baselbieter Dialekt erzählt. Ein «Verzeichnis der Erzähler und Sammler» und ein «Quellen- und Literaturverzeichnis» sind beigegeben.

*Bernard Barenholtz*; *Inez McClintock*, American antique toys, 1830–1900. Photographs by Bill Holland. London, New Cavendish Books, 1980. 286 S., 285 Abb. schwarzweiss und farbig. – Das ist eines der schönsten Spielzeuggbücher der letzten Jahre. Es ist von einem Sammler geschrieben, der eine der herrlichsten Sammlungen amerikanischer Spielzeuge besitzt (in Princeton, N. J.) und in dessen früherem Verlag (The Pyne Press) 1971 das schöne Buch «The George Brown Toy Sketchbook» erschienen ist (von seiner Frau Edith F. Barenholtz herausgegeben). Die in einzigartig schönen Photos gezeigten Objekte stammen beinahe alle aus der Sammlung von Barenholtz. Er hat ganz bewusst Puppen, Puppenhäuser, Eisenbahnen und Aufziehspielzeug gegen Ende des 19. Jahrhunderts weggelassen; dafür zeigt er typische Americana aus Holz, Zinn und Gusseisen, meist industriell hergestellt. Eine Liste der wichtigsten Spielzeughersteller mit ihren Firmakennzeichen ist beigegeben. Die Bibliographie ist höchstens als erster Hinweis von einigem Nutzen.

*Felix Karlinger*, Romance folk-literature. *Trends in Romance Linguistics and Philology: Vol. 3: Language and Philology in Romance* (ed. Rebecca Posner and John N. Green; The Hague, Mouton, 1982) 97–111. – Der Text zu diesem Forschungsüberblick wurde schon vor neun Jahren geschrieben, konnte aber erst jetzt gedruckt

werden, und dazu noch durften keine Nachträge eingeschoben werden. Trotzdem ist es ein massgebender, wegweisender Überblick über die führenden Forscher und die wichtigste Literatur der «folk-literature» für die Gebiete Rumänien, Italien, Sardinien, Rätoromania, Frankreich, Okzitanien, Katalanien, Spanien, Portugal und Brasilien.

Georg R. Schroubek, Zur Kriminalgeschichte der Blutbeschuldigung. «Ritualmord-Opfer» und Justizopfer. *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* (Köln) 65 (1982) 2–17, 11 Abb. – Schroubek ist mit einer ausführlichen Darstellung der Ritualmord-Beschuldigung beschäftigt. Wie spannend dieses Thema sein wird, zeigt sich an dieser kurzen Abhandlung mit ihrem geradezu aufregenden Bildmaterial. Über 800 Jahre hat sich der Wahnglaube, dass Juden Christenkinder um ihres Blutes willen töteten, «virulent» erhalten (1913 hat in der Ukraine noch ein solcher Prozess stattgefunden)! Hier werden die Fragen behandelt, wie ein solches «typisches» Ritualmord-Opfer aussah und wie die Klageerhebung erfolgte. Die «Beweise» für die Richtigkeit des Wahnglaubens waren aufgefundene Kinderleichen, bei denen es sich aber um Kindermorde aus überwiegend sexuellen Motiven, um Körperverletzungen mit Todesfolge oder um Kindstötungen durch ledige Mütter handelte.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Sonderausstellung: Schmuck aus Haaren. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981. 59 S., 5 Abb. Vorwort von Klaus Beitzl. Einleitung und Katalog von Gudrun Hempel. – Man darf Gudrun Hempel Dank wissen, dass sie in einem Katalog 116 Nummern von Haararbeiten verschiedenster Art ausführlich beschrieben und damit die Kenntnis dieser kleinen Kunstwerke erfreulich gefördert hat. Sie gruppiert sie in Liebesgaben, Geschenke und Schmuck aus Menschenhaaren, Erinnerungsbilder, Stammbuchblätter, Totengedenkbilder, Haarstickereien, Andachtsbilder, Votivgaben, Kriegsgefangenenarbeiten aus Rosshaar und Perlen; dazu kommen einige Mustertafeln und eine kurze Technologie. Bei der Literatur vermisste ich die Aufsätze von Carl Rusch im Innerrhoder Geschichtsfreund 1972, Karen Andersen in Arv og Eje 1959, 1960 und 1964 und Niels Oxenvad in Fynske Minder 1960; alle drei leicht auffindbar im Sachregister der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Weihnachtsausstellung Alte Krippenkunst aus Österreich. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981, 30 S. Katalog von Franz J. Grieshofer. – Das Österreichische Museum für Volkskunde besitzt mehrere ganz prächtige volkstümliche Krippen aus österreichischen Ländern. Franz Grieshofer hat sie für eine Ausstellung von 133 Nummern zusammengetragen und in einem Katalog beschrieben. Es handelt sich nicht nur um die eigentlichen Krippen mit holzgeschnitzten und wachsbossierten Figuren und um Papierkrippen, sondern auch um «Bornkindl», Zeugnisse der Christkindlverehrung, um Hinterglas- und Andachtsbilder. Von den Krippen seien besonders erwähnt die berühmte Weihnachtskrippe aus Rinn bei Hall, die Kern-Krippe aus Ebensee, Tiroler und Salzburger Krippen und Grödner Krippenfiguren.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Sonderausstellung «Waschtag». Altes Gerät, traditionelle Arbeitsweisen und Brauch beim Wäschewaschen. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981, 62 S. Vorwort von Klaus Beitzl. Katalog von Margot Schindler. – Klaus Beitzls Einleitung ist interessant, weil er uns mit den zukünftigen Arbeitsplänen und den beabsichtigten Einrichtungen seines Museums bekannt macht. Margot Schindler, die für die Ausstellung verantwortlich ist, zeigt in einer vorbildlich klaren Anordnung mit knappen, aber ausgezeichnet orientierenden Begleittexten in 155 Nummern die Arbeits-

geräte und Arbeitsmethoden einer Frauenarbeit, die der heutigen Generation von jungen Leuten eine völlig fremde Welt sein dürfte. Margot Schindler konnte für ihre Planung das vor einigen Jahren erschienene schöne Buch von Helene Grunn «Wäsche waschen» (Wien 1978; siehe Besprechung SAVk 75, 1979, 102) benutzen. Bei den Geräten sind die Mangelbretter und Bügeleisen in grosser Zahl vorhanden. Neben den Geräten werden auch zahlreiche Photos und Aquarelle gezeigt (diese letzteren waren ein ganz besonderes Sammelanliegen von Leopold Schmidt).

Schweizerisches Museum für Volkskunde, Basel. Ausstellung 1981/82: Truhen und Kästchen. Basel, Schweizerisches Museum für Volkskunde, 1981. 76 S., 82 Abb. Text von *Theo Gantner*. – Gantner versteht es, seine Kataloge zu einer interessanten und anregenden Lektüre zu machen. Dazu kommen die liebevolle Kataloggestaltung durch den Graphiker Robert Hiltbrand und die tadellosen Photos des Museumsphotographen Peter Horner und Gertrud Frei-Engler. Aus eigenen Museumsbeständen werden Truhen und Kästchen der ländlichen Umwelt von Bauern und Handwerkern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts gezeigt. Der Katalog wird bereichert durch die besonders eindrückliche Einbeziehung der Wortbelege aus den vier schweizerischen Dialekt-Wörterbüchern (Idiotikon, Glossaire, Dicziunari und Vocabolario) und einem Kartenabdruck aus dem Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Es finden sich ferner die Ordnungsschemata für den Begriff und die Sache «Truhe», wie sie für das Idiotikon und das Dicziunari wegleitend waren. Auch historische Sachbelege, Redensarten und einige Kinderreime, wie sie im Idiotikon zu finden sind, fehlen nicht. Besonders aber seien hervorgehoben die zahlreichen Photos, die eine gute Übersicht über die Mannigfaltigkeit der Objekte erlauben.

In Sammelbildchen rund um die Welt. Populäre Kleingraphik zwischen Schaulust und Profit im 19. und 20. Jahrhundert. Begleitheft zur Ausstellung einer Arbeitsgruppe von Volkskundlern der Universität Freiburg 1981. Freiburg, Abteilung Volkskunde des Deutschen Seminars der Universität, 1981. 50 S. – Nachdem schon 1980 Detlef Lorenz in einem Ausstellungskatalog über «Liebigbilder» geschrieben hatte (siehe SAVk 76, 1980, 385), bringen nun Rolf W. Brednich und Studenten der Freiburger Universität in Kurzaufsätzen weitere Beiträge zu diesem Thema. Zur Hauptsache geht es wieder um Liebig und die Serienbilder seiner Firma, aber dazu auch um Weiterbildungen: «Sammelbilder zwischen den Weltkriegen» (Heinz Ludwig und) «Die heutigen Formen der Sammel- und Serienbilder» (Stefan Fischer).

*Henri Klees*, Luxemburger Tiernamen. Luxembourg, Imprimerie Pierre Linden, 1981. 131 S., 32 Verbreitungskarten. (Institut Grand-Ducal, Section de Linguistique, de Folklore et de Toponymie. Beiträge zur luxemburgischen Sprach- und Volkskunde, 14). – Es geht in dieser Abhandlung nur um die deutsch-luxemburgischen Namen von insgesamt 605 Tieren, wobei Henri Rinnens «Luxemburger Vogelnamen» mitinbegriffen sind, gleichsam als ihre 2. Auflage. Die Karten sollen die teilweise eigenartige und aufschlussreiche Verbreitung von einzelnen Namen anschaulich zeigen (ein Kommentar ist allerdings nicht beigelegt). Vier gross angelegte Register – wobei die luxemburgischen Namen weitaus den Hauptanteil haben – bringen die deutschen, lateinisch-wissenschaftlichen, französischen und luxemburgischen Bezeichnungen. Für einzelne Tiere (Schwein, Hausrind, Schaf, Ziege, Pferd) gibt es eine grössere Zahl von Namen, die je nach Alter und Geschlecht des Tieres verschieden sind.

*Albert Spycher*, Der Strohdachdecker. Basel, G. Krebs; Bonn, Rudolf Habelt, 1981. 24 S., 27 Abb. (Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Abteilung Film, Reihe: Altes Handwerk, 51). – Es ist das alleinige Verdienst von Paul Hugger, dass diese Reihe mit ihren interessanten Schilderungen so erfreulich voranschrei-

tet. Diesmal wird das Strohdachdecken beschrieben, zuerst die heutige Situation, wie sie durch behördliche Kampfansagen und wirtschaftliche und soziale Veränderungen im Hausbau und in der Dachbedeckung ergibt. Dann gewinnen wir Einblicke in die Arbeit des Gewährsmannes Hans Lüscher von Obererlinsbach, der das Strohdachdecken von seinem Stiefvater erlernt hatte und der diese Arbeit heute noch gelegentlich als Nebenberuf ausübt. Die gesamte Arbeitstechnik wird in Wort und Bild vorgeführt. Interessant ist eine Einzelheit: die Giebelenden, genannt «Männli» oder «Toggeli», die – wie ihr Name anzudeuten scheint – neben der heutigen Dekorationswirkung auch eine frühere magische Bedeutung gehabt haben mögen.

*Felix Karlinger*. Anmerkungen zu einem aromunischen Erzählfragment, in: *Aromunische Studien* (Salzburg, Arbeitskreis für rumänische Sprache und Literatur, 1981 = Studien zur rumänischen Sprache und Literatur, 5) 9–20. – An einer in einem Vorort von Saloniki 1964 aufgezeichneten Geschichte, die ein Ausschnitt geblieben ist, kann Karlinger «wichtige Elemente des mäanderförmigen Strukturen» der Erzählweise ersichtlich machen. Das Thema dieses aromunischen Komplexes ist «Kampf zwischen Christen und Türken ist immer gewesen und wird immer sein». Am Vortrag dieses Themas beteiligten sich drei Erzähler gemeinsam. Eine strenge Reihenfolge der einzelnen Abschnitte gab es nicht; es wurden immer wieder neue Episoden eingeschoben. Von der Form her dominierte die Prosa, doch wurde sie öfters durch «gesungene Episoden balladesker Grundhaltung, durch gesungene Liebes- und Tanzlieder» aufgelockert. Offene Einordnungsfrage bleibt für Karlinger, «ob und wie weit das Puppen- und Marionettentheater als nächster Verwandter unserer Gattung zu betrachten wäre».

*Felix J. Oinas*, Devil in Russian folklore, in: *The Modern Encyclopedia of Russian and Soviet Literatures*, vol. 5 (Academic International Press, 1981) 168–172. – Kurzer Lexikoneintrag über den Teufel in der russischen Volkskunde: seine Namen und Namensumschreibungen, sein Aussehen und Wohnort und seine Aktivitäten; er ist verantwortlich für Selbstmörder; er ist der Vertauscher des rechten Kindes mit einem Wechselbalg (*obmenysb*); er verführt Frauen, indem er das Aussehen ihres Mannes annimmt. Die Vorbeugungsmassnahmen gegen den Teufel. Der Teufel in Schöpfungsmythen, Sagen und Legenden.

*Nándor Ikvai*, A tövisborona Észak-Magyarországon és szlovákiai párhuzamai [Straucheggen in Nordungarn und ihre slowenischen Parallelen]. *Ethnographia* 92 (1981) 278–297, 4 Abb. Deutsche Zusammenfassung. – Die Strauchegge fand erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Agrarliteratur ihre Verbreitung und Förderung. Ein schematisches Bild zeigt sechs Typen dieser Egge, und eine Karte veranschaulicht die Verbreitung dieser Typen in Ungarn und der angrenzenden Slowakei. Meist wird sie im Bauernhaus selbst hergestellt, gelegentlich aber auch auf Märkten gekauft. Die Verwendungsmöglichkeiten und ihre Vorteile gegenüber der Eisenegge werden beschrieben.

*Karl Haiding*, Berchten-Sagen aus dem Bezirk Leoben und ihre weitreichenden Beziehungen. *Der Leobener Strauss* 9 (1981) 321–367, 17 Abb. – Aus einem reichen Schatz eigener Aufzeichnungen, unterstützt durch eine umfassende Kenntnis vergleichender Literatur, hat Haiding in diesem schönen Aufsatz, den er Sepp Walter zum 65. Geburtstag widmet, eine Fülle von Sagen, Glaubenshandlungen und Spielen, die alle mit der Bercht in Beziehung stehen, zusammengestellt. Die behandelten Themen betreffen: Spinnverbot; das Zoderwascherl als letztes Kind beim Umzug der Percht mit den Kindern wird durch Namengebung erlöst; Strafe des Vorwitzes durch Blenden; Bauch aufschneiden und mit Kehrlicht füllen; zum Fenster hinausgehaltenes Kind wird von der Percht geraubt; Gabentisch für die Percht; Speisegemeinschaft mit der Perchtmilch; Spanlohn (Späne werden zu Gold); Kinderspiel mit dem hinkenden Kind. Wildhaber